Der

Congreß zu Wien.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

Erſter Band.

Wien, 1854.

Jaspers Wwe. & Hügel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Congreß zu Wien.

Erſter Band.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Das Poſthaus zu Hollabrunn.

Wer hat in arabiſchen Mährchen nicht von den hundert Straßen geleſen, die nach Bagdad führen, von den zahlreichen Karavanenzügen, die zu den Feſten der Kalifen aus allen Enden herbeigezogen kommen? wer hat nicht von Mekka gehört und den zahlloſen Pilgern, die den Geboten des Profeten folgend, ſchaarenweiſe dahin ziehen? Einem ſolchen Mekka, einem ſolchen Bagdad ſchien die gute Stadt Wien im Spätſommer des Jahres achtzehnhundert und vierzehn zu gleichen.

Wenn man damals einen ehrſamen Wiener Bürger, der den gewöhnlichen, alltäglichen Verkehr ſeiner Vaterſtadt genau kannte, der aber — was freilich ſchwer vorauszuſetzen war — von den Zeitläuften und dem großen geſchichtlichen Ereigniſſe, deſſen Schauplatz die Reſidenz Kaiſer Franz des Erſten werden ſollte, keine Ahnung hatte; wenn man damals einen ſolchen Mann gefunden und an eine der Straßen verſetzt hätte, die — gleichviel von welcher Windſeite — in ſeine Vaterſtadt führte, ſo würde

er beim Anblick der zahlreichen Postkaleschen, der Reisewagen aller Kaliber, beim Anblicke der ungewöhnlichen Menge hochaufgethürmter Lastwagen und der immensen Zufuhren an Lebensmitteln, er würde beim Anschauen dieser auf's höchste gesteigerten Belebtheit der Landstraßen die Hände verwundert zusammenschlagen und in echt wienerischer Weise ausgerufen haben:

„Sapperment, was ist denn in Wien los? was haben's denn d'rin für eine Remisori?"

Eine Weile hätte er gestaunt, dann aber wäre das Haus- und Erb-Uebel aller Wiener — die Neugierde — über ihn gekommen, er hätte bedeutend kopfgeschüttelt und abermals ausgerufen:

„Ah, da bitt' ich, da muß ich auch dabei sein!"

Wir wollen es unternehmen, vor den Augen unserer Leser ein Bild jener Tage aufzurollen, ein Gemälde so leben- und personenreich, so bunt, so vielgestaltig, wie die Vergangenheit Wiens nur wenige aufzuweisen hat; Memoiren, Geschichte und Tradition spenden uns ihre unversiegbaren Quellen.

Bevor wir uns aber hineinstürzen in dieses lebensreiche Meer voll interessanter Gestalten, verweilen wir, wenn auch nur einen Abend lang, in dem kleinen, drei Poststationen von Wien entfernten Marktflecken Hollabrunn, welcher an der von Böhmen und Mähren kommenden Landstraße liegt.

Man zählte den 24. September 1814.

Der Abend hatte sich ruhig und heiter herabgesenkt, die leise Herbstluft umfächelte kühl die fruchtbeladenen

Bäume, ſowie den Gottesſegen, der bereits gezeitiget von den Bergen herabblinkte, als wolle er die arbeitſame Hand herbeiwinken, auf daß ſie ihn von dem Mutterſtocke befreie, bevor irgend ein Unwetter ihn der Fülle ſeiner Körner beraubt.

Blaue Rauchwölkchen ſchlängeln ſich aus dem Fängen der Dächer empor, um unter dem Hauche der Abendluft zu zerſtieben und dann wie eine durchſichtige Decke über dem Orte gelagert zu bleiben.

Der Charakter des Abends zeigte eine ſanftmüthige Ruhe, eine wohlthuende Sabathſtille — und in der That, es war auch ein Sonnabend, bei dem man nur bedauerte, daß das Geräuſch und der Lärm im Orte das feierliche Schweigen der Natur ſo unangenehm ſtörte.

Vor dem Poſthauſe nämlich und im Gaſthofe — man verzeihe uns dieſe Benennung für jene Sorte von Fremdenhäuſern, wie wir eben Eines vor uns haben — da ging es im eigenſten Sinne des Wortes drunter und drüber.

Wer von uns kennt nicht die Bewegtheit eines Poſthauſes an einer der Haupt-Landſtraßen zur Zeit als man noch mit Pferden und nicht mit Dampf fuhr, als Stände und Würden auch noch durch die Anzahl der Pferdekräfte unterſchieden, die vor ihren Wagen geſpannt waren, während heut zu Tage der ärmſte Teufel, ſo wie der reichſte Mann, mit hundert oder noch mehr Pferdekraft dahinbrauſt und beide, dieſer für den größeren, jener für einen minderen Fahrpreis, derſelben Gefahr des Genickbrechens ausgeſetzt ſind, wenn es nämlich dem Heizer, Wächter,

Führer oder ſonſt einem der Betheiligten beliebt, unvorſichtig oder nachläſſig zu ſein.

Damals alſo, als man die bewegende Kraft noch mit Heu und Hafer, nicht aber mit Waſſer, Holz oder Kohlen ſpeiſte — damals ſpielte das Poſthaus eine Hauptrolle in dem Leben der Reiſenden, es bildete eine Oaſe in der Staubwüſte oder in dem Kothmeere der Landſtraße, es war die Reck- und Streckkammer für die krumm- oder ſteifgewordenen Glieder oder durcheinander gerüttelten Beine, es barg die Fleiſch-, Kaffee- oder Theetöpfe Egyptens, denen die oft halbgeräderten Leiber entgegenlechzten.

Für die Ortsbewohner aber, wir ſprechen natürlich nur von den Stationen minderen Ranges, für dieſe vertrat das Poſthaus die Stelle der jetzigen Bahnhöfe, die Einfältigen begafften die Reiſenden, die Neugierigen forſchten nach Neuigkeiten des Tages und die Strolche lungerten in der Nähe umher, um die Reiſenden anzubetteln oder, wenn es ohne Gefahr geſchehen konnte, zu beſtehlen.

An jenem Herbſtabende alſo waren Hof und Straße vor dem Hollabrunner Poſthauſe aufs Aeußerſte belebt, die Poſthornklänge der Kommenden und Abfahrenden zogen fröhlich klingend durch die Luft.

Der Poſtmeiſter und ſein Gehilfe, der Poſtſchreiber, fuhren unter dem Gewirre der Wagen, Pferde und Menſchen wie Kreiſel umher, und ſuchten Ordnung in das Chaos zu bringen und die Zwei- und Vierſpänner nach Thunlichkeit zu expediren. Dabei tänzelte der Zopf des wohlbeleibten Stationsherrn pflichtſchuldigſt auf dem Rü-

cken und freute ſich ſeines Daſeins, welches damals noch gar vielen ſeiner Mitbrüder unverkürzt gegönnt war.

Geduld, um Gotteswillen, Geduld, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, Einer nach dem Andern, Alles auf einmal geht nicht, wer früher kommt, mahlt eher!

So ſchrie der geplagte Poſthern, wiſchte ſich den Schweiß von dem fetten Geſichte und ſegelte gewandt durch die Wagenklippen, um in ſeine ſehr reſpektable Schiffsflanke keinen Leck zu bekommen.

Dann donnerte er dem Schreiber zu: He, Herr Wenzl, zwei Züge heraus, für Seine Durchlaucht den Fürſten Dolgorucki —

Herr Wenzl flog wie ein Pfeil, der Weiſung des Meiſters nachzukommen. —

Tummelt euch mit dem Einſpannen, dieſer Befehl galt den Poſtknechten, Teufel und Bonaparte, iſt das ein langweiliges Geſindel! Tummelt euch, marſch, aufgeſeſſen, und macht, daß ihr mir aus dem Orte hinauskommt, draußen könnt ihr „herumbaudeln“ ſo lang es euch beliebt. —

He, Herr Wenzl, die Ordinari nach Znaim muß auch expedirt werden. —

Bitte, nur Geduld, Herr Hofrath, der Zug wird gleich aus dem Stall kommen.

He, Herr Wenzl, auf die vier Züge für Seine Durchlaucht den Fürſten von Benevent nicht vergeſſen.

Als der Poſtmeiſter dieſe Mahnung ausrief, neigte ſich der Kopf eines Freuden aus der zunächſt harrenden Kaleſche und eine barſche Stimme fragte: Sie, Herr

Poſtmeiſter, hab ich recht gehört, der Fürſt von Benevent wird —

Um neun Uhr hier eintreffen, beeilte ſich der Bezopfte zu ſagen, die Züge für Herrn von Talleyrand ſind bereits beſtellt.

Auf dieſe Auskunft zog ſich der Frager zurück.

Der Schreiber ſtürzte auf ſeinen Gebieter los.

Herr Poſtmeiſter! —

Was gibt es?

Wir haben, die beſtellten Pferde abgerechnet, nur noch über zwei Züge zu verfügen.

Nicht möglich, fuhr der Stationsherr erſchreckt auf, der Bonaparte ſoll euch holen, das iſt zu viel.

Im Vorbeigehen geſagt, mögen unſere Leſer die Blasphemie des Poſtmeiſters nicht auffallend finden; wer damals nur halbwegs auf den Namen eines Patrioten Anſpruch machte, war dem Manne, der unſerem Vaterlande ſo viele Wunden ſchlug, ſpinnenfeind; korſiſcher Räuber, Teufel und Bonaparte wechſelten ab, wenn man ihn bezeichnen wollte.

Nur noch zwei Züge, kreiſchte der Poſtherr, und hundert Züge ſind bereits auf den Beinen, das iſt zu viel, ſolcher Frequenz kann ich nicht genügen; man muß Pferde auftreiben.

Herr Poſtmeiſter, im ganzen Orte iſt kein Huf mehr zu bekommen.

Der Gebieter drohte den Schreiber mit ſeinen Augen zu durchbohren, faßte ſich jedoch, und ſagte mit Reſigna-

tion: Wenns dem ſo iſt, hat ſelbſt der Kaiſer das Recht verloren.

In dieſem Augenblicke ertönte wieder ein Horn, wenige Momente und die letzten zwei Züge des Hollabrunner Poſtmeiſters wurden in Anſpruch genommen.

So, brummte der Dicke in ſeiner Verlegenheit, jetzt ſitzen wir im Trockenen, wer von nun an kommt, muß auf die heimkehrenden Züge warten — ſich plötzlich zu den umſtehenden Ortsbewohnern wendend — was gibts da zu gaffen? Wißt ihr nichts Klügeres zu thun, als den ganzen langen Abend hier Maulaffen feil zu haben?

Die ehrſamen Hollabrunner wichen ſcheu zurück vor dem zornigen Poſtherrn, nur ein junger Menſch, die Hände ineinander geſchränkt, blieb regungslos ſtehen und zog durch dieſe Inſubordination gar bald die Aufmerkſamkeit des Dicken auf ſich. Zurück, marſch, herrſchte dieſer dem Burſchen zu, troll Er ſich nach Hauſe, acht Uhr iſt bereits vorüber.

Ich bin Ihnen nicht im Wege, Herr Poſtmeiſter.

Im Wege oder nicht, gleichviel, ich ſage blos, marſch.

Befehlen Sie Ihren Knechten, ich ſtehe nicht unter Ihrer Botmäßigkeit.

Teufel und Bonaparte, Naſeweis, kecker Junge.

Schimpfiren Sie nicht, Herr Poſtmeiſter! —

Die beiden Streitenden wären hart an einander gerathen, hätten einerſeits die Hollabrunner nicht den jungen Menſchen beſänftigend zurückgehalten und wäre anderſeits die Aufmerkſamkeit des Poſtherrn nicht in Dienſtſachen in Anſpruch genommen worden.

Ein Horn ſchmetterte abermals und ſignaliſirte die Ankunft neuer Paſſagiere.

Die Nacht hatte ſich bereits herabgeſenkt; eine ſehr bequeme Reiſekaleſche, an welcher die kriſtallenen Laternen leuchteten, fuhr vierſpännig einher und wurde vom Poſtherrn mit Bücklingen und Entſchuldigungen empfangen.

Seiner langen Rede kurzer Sinn war: Es ſind keine Pferde mehr vorhanden!

Auf dieſe Hiobspoſt öffnete ſich der Kutſchenſchlag und ein Herr ſprang heraus. Der Diener war mit einem Satze vom Bock und harrte der Befehle ſeines Gebieters.

Alſo keine Pferde? fragte der Fremde kurz.

Im Augenblicke nicht.

Wie lange muß ich warten, bis welche kommen?

Zwei bis drei Stunden.

Iſt hier im Orte kein Gaſthof?

O gewiß, ein prächtiges Hotel.

Kann ein ordentlicher Menſch es wagen, dort zu übernachten?

Ohne Zweifel.

Wohlan denn, ich habe keine Urſache nach Wien zu eilen, ich übernachte hier und wünſche, daß morgen früh Punkt fünf Uhr meine Kaleſche angeſpannt ſei.

Dem Poſtmeiſter fiel ein Stein vom Herzen und er rief: He, Herr Wenzl, morgen früh fünf Uhr zwei Züge in den Gaſthof für Seine Gnaden Herrn von —

Raily! ergänzte der Fremde.

Der Poſtmeiſter verneigte ſich.

In dieſem Momente kamen unter Hornſchall zwei vierſpännige Kutſchen herangeraſſelt.

Der Schreiber ſtürzte auf die Wagen los, flüſterte mit einem der Diener, worauf das Umſpannen vor ſich ging.

Kaum hatte der Fremde, welcher ſich Raily nannte, dies bemerkt, ſo wandte er ſich zu dem Stationsherrn und ſagte offenbar ſehr verletzt:

He, Herr Poſtmeiſter! wie kommt es, daß dieſer Paſſagier, der ſpäter kam als ich, Pferde erhält, während ich —

Die Züge für Herrn von Talleyrand wurden bereits Mittags beſtellt, unterbrach ihn der Dicke.

Wie? dieſe Wagen gehören —

Seiner Durchlaucht dem Fürſten von Benevent; lautete die Antwort.

Ah, welch eine freudige Ueberraſchung! rief nun Herr Raily, der Fürſt iſt eine alte Bekanntſchaft von mir, ich muß mit ihm ſprechen; wer hätte geglaubt, daß der gute Mann, der einſt Biſchof war, in der diplomatiſchen Welt eine ſolche Rolle ſpielen würde?

Nach dieſem Ausrufe näherte er ſich dem fürſtlichen Wagen.

Wir benützen die Friſt und die Zeit ſeiner kurzen Zwieſprache mit Herrn von Talleyrand, um unſern Mann genauer zu betrachten.

Er befindet ſich in der Mitte der Vierzig, iſt höchſt elegant gekleidet und mit Brillantringen, Buſennadel, ſchwerer goldener Uhrkette u. ſ. w. überladen.

Der Bau ſeines Körpers iſt ſchlank, der Wuchs mit-

telgroß. Das längliche Antlitz, mit einer etwas gebogenen Naſe und zwei klugen tiefblauen Augen iſt durch eine hohe Stirne geziert, über welcher das blonde weiche Haar nur dünne angeſäet iſt; der kurze Backenbart, der wie bei den meiſten Blondins etwas ins Röthliche ſpielt, vollendet den Typus des interreſſanten Kopfes, der ſeinen engliſchen Urſprung nicht zu verläugnen im Stande iſt.

Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie läßt auf Verſtand ſchließen, die Faltenbildung der Stirn kündet Muth und Unternehmungsgeiſt, dagegen zeugen der blaſſe Teint und die etwas abgeſpannten Züge offenbar von einem ſtürmiſchen, abenteuerlichen Leben.

Die Unterhaltung der beiden Herren währte kaum zwei Minuten.

Herr Raily grüßte ſehr höflich in den Wagen hinein und zog ſich dann zurück, um die Weiterfahrt des Diplomaten nicht aufzuhalten.

Nach dieſem Intermezzo ertheilte unſer Mann ſeinem Diener die nöthigen Befehle und verfügte ſich in den nahen Gaſthof. Aber er ſollte dieſen nicht erreichen, ohne nicht noch weiters aufgehalten zu werden.

Unweit von der Gaſthofthüre, im Lichtkreiſe einer großen Laterne, trat ein Mann auf ihn zu, der ihn einige Momente lang anſtierte, als ginge er mit ſich zu Rathe, ob er dem reichen Herrn ſich zu erkennen geben ſolle oder nicht?

Dieſer Selbſtkampf war aber auch gerechtfertigt, denn die Erſcheinung Deſſen, der Herrn Raily gegenüber ſtand, flößte keineswegs Vertrauen ein. Schon die äußere Hülle

ſo anſtändig ſie ſich zu repräſentiren ſtrebte, verrieth doch durch einzelne Symptone eine bedauerliche Lage.

Der Rock und das Beinkleid waren wohl fein, elegant und vom neueſten Schnitt, allein die Reiſe hatte ſie ſtark mitgenommen und das Ausſehen ließ befürchten, daß bei ihrem Beſitzer von einem Wechſel der Kleider wenig die Rede ſei; der Hut verbarg ſich vorſichtig in einem Ueberzuge von Wachstaffet, welche Wohlthat jedoch den Stiefeln nicht zu Theil ward, denn ſie zeigten unbarmherzig, wenn auch nicht die Ferſe des Achilles, ſo doch die Zehe desſelben.

Dieſer Schale entſprechend war der Kern; der Körper ſtark und gedrungen, das Geſicht aufgedunſen, die Augen roth gerändert, das Haupt- und Bartharr ſtruppig.

Nach einigen Momenten war der Mann zu einem Entſchluſſe gekommen, er machte eine Bewegung, die ſeine Ueberraſchung verrieth, ſtreckte Herrn Raily die Hand entgegen, und zwar dies Alles mit einer Gewandtheit, Anmuth und Nobleſſe, die auffallend den Salonmenſchen verriethen, und rief in engliſcher Sprache:

„Ich irre mich nicht, welch' eine freudige Ueberraſchung. Sieh' da, eine alte Bekanntſchaft!"

Es war ein boshafter Zufall, der dieſen Menſchen beim Anblick des Herrn Raily faſt dieſelben Worte ausrufen ließ, wie dieſer es kurz vorher bei der Kunde von der Anweſenheit des Herrn von Talleyrand gethan.

Unſer Mann jedoch ſchüttelte verwundert den Kopf und ſagte, zwei Schritte zurücktretend und ebenfalls in engliſcher Sprache:

„Was habt Ihr? wer ſeid Ihr?“

„Wer ich bin? Ei, ei, Freundchen, kennſt Du mich nicht mehr?“

„Ihr ſcheint irre zu ſein?“

„Mir kömmt es vor, als bemühteſt Du Dich, mich nicht wieder zu erkennen!“

„In allem Ernſt, mein Herr, ich kenne Euch nicht!“

„Gut denn,“ erwiederte der Andere, ſchier gekränkt über die Hartnäckigkeit des mit Brillanten beſäeten Herrn, „gut denn, ich will Deinem Gedächtniße zu Hilfe kommen.“

Nach dieſer Aeußerung nahm er ein Portefeuille aus der Bruſttaſche des Rockes, öffnete es und zog ein Papier hervor.

Man hätte meinen ſollen, er werde nun Herrn Raily eine rechtsgiltige Legitimation etwaiger Anſprüche oder mindeſtens ein Reiſedokument präſentiren; aber dem war nicht ſo; er öffnete behutſam den morſchen Papierumſchlag und überreichte ſeinem angeblichen Bekannten einen Gegenſtand, den man genau anſehen mußte, um ihn zu erkennen.

Es war die Hälfte einer ſtark beſchmutzten, der Längenmitte nach in Schlangenwindungen zerſchnittene Spielkarte. Im ganzen Zuſtande gehörte das Blatt als Coeur-Aß einem franzöſiſchen Kartenſpiele an. Der Schnitt war jedoch ſo geführt worden, daß nicht nur das Kartenblatt, ſondern auch das rothe Herz in zwei ähnliche Hälften getheilt war. Eine davon hielt nun der Gekränkte Herrn Raily entgegen.

Die Wirkung ließ nicht lange auf ſich warten.

Der Erſtere hatte die Frage: „Kennſt Du dieſes Symbol?“ kaum an den Andern gerichtet, ſo lächelte dieſer nicht ohne Reſignation und antwortete: „Ja, ich kenne es.“

„Wie nennſt Du Dich jetzt?“

„Raily! und Du?“

„John Bretton.“

„Was wünſcheſt Du?“

„Sieh mich an, und Du wirſt wiſſen, was ich brauche.“

„Nimm dieſe Note.“

„Wie hoch der Betrag?“

„Fünfhundert.“

„Einſtweilen genug. Wo treffen wir uns wieder.“

„In Wien.“

„Deine Wohnung?“

„Hotel Roſenberg, in der Jägerzeile.“

„Darf ich Dir meine Dienſte offeriren?“

„Ich werde ſie wahrſcheinlich in Anſpruch nehmen.“

„Du ſcheinſt ſchwer geladen?“

„Ich führe Credit bei mir.“

„Bei welchem Hauſe biſt Du akkreditirt?

„Bei Arnſtein.“

„Woher kommſt Du?

„Aus Moskau.“

„Und wie ſchwer wiegſt Du?“

Herr Raily antwortete nachläſſig:

„Hunderttauſend Pfund.“

Maſter John Bretton machte einen Luftſprung und rief:

„Alle Wetter, eine Million Gulden! Das laſſe ich gelten... In Wien ſehen wir uns wieder... Es lebe das Coeur A ß

Sie ſchieden.

Naily begab ſich in den Gaſthof.

John Bretton verlor ſich im Dunkel der Nacht.

Als ſich die beiden Wiedergefundenen trennten, rief der Hollabrunner Nachtwächter eben die zehnte Stunde aus.

Zweites Kapitel.

Kriegeriſche Begebniſſe im Hotel zu Hollabrunn, denen aber wie jedem Kriege der Friede auf dem Fuße folgt.

Ungefähr eine Stunde ſpäter.

Vor dem Poſthauſe iſt es ſtiller geworden, dagegen iſt das Lärmen nun im Inneren des Gaſthofes lauter geworden.

In der großen Schenkſtube zechte eine Maſſe von Knechten, Fuhrleuten und Dienern, darunter hie und da ein Bruder Lieberlich aus dem Orte ſelbſt; die wenigen Fremdenzimmer dagegen waren bereits von Reiſenden in Anſpruch genommen, welche der Weiterbeförderung harrten und ſich bis dahin der Ruhe zu überlaſſen gedachten.

Aber proſt die Mahlzeit! es pflege Einer der Ruhe in einem Hauſe, wo es Thüre auf und Thüre zu geht, wo die morſchen Fenſterrahmen bei jedem Schlage in

Geſellſchaft der Scheiben erzittern, wo man ebener Erde brummt, ſummt, ſchreit und johlt, wo in jedem Momente die Glocke läutet, wo beim Auf- und Abrennen über die Treppe das ganze Haus wackelt, und wo mitunter — wahrſcheinlich der Abwechslung wegen — ein mächtiger Haushund ſein abſcheulich Gebell ertönen läßt, als ob es gelte, eine Legion Diebe zu verſcheuchen.

Wahrhaftig, wer in einem ſolchen Geſaus und Gepolter ſchlafen kann, der muß nicht nur einen müde gefahrenen Leib, ſondern auch ein ſehr reines Gewiſſen ſein nennen.

Zu all dem Lärm kommt noch ein neuer Störefried hinzu.

Hören wir recht?

In der That, es ſind die Töne einer Flöte und Harfe, ſie dringen aus der großen Schenkſtube herauf, da unten gibt es alſo Muſik und dazu Fußſtampfen und taktmäßiges Händeklatſchen und endlich die unerbetene Begleitung weinrauher Kehlen.

Laßt uns einen Blick durch die geöffneten ebenerdigen Fenſter werfen, doch halten wir uns hübſch ferne, damit der herausſtrömende Dunſtqualm ſich verflüchtige, bevor er unſere Sinne ergreift.

Die Zahl der Zuhörenden hat ſich nicht vermindert, die Muſik feſſelte ſie, und in der That, man konnte nicht bald etwas Lieblicheres und Anmuthigeres hören, wie dieſes Flöten- und Harfenſpiel.

Süße Weiſen der Heimath, ausgehaucht in vollen üppigen Flötentönen, umrauſcht von tiefgehaltenen Ak-

korden der Harfe, wogten trotz der dicken Luftſchichte der Zechſtube bezaubernd durch den Raum und ergötzten ſelbſt das Ohr der rohen Männer, deren Natur man nichts weniger als für Schwärmerei empfindlich ſchelten konnte; aber die Muſik iſt eben die einzige Sprache, die jeder verſteht, der Wilde wie der Civiliſirte, der Bewohner der Steppe ſowie der Bürger des erſten beſten Städtchens, gleichviel in welcher Zone, nach welcher Windſeite es gelegen.

Und wer ſind die Spielleute in der Schenkſtube des Hollabrunner Hotels? —

Dort ſtehen ſie.

Ein Mädchen iſt's und ein Jüngling.

Betrachtet ſie, oder wenn Euch das Augenlicht fehlt, dann lauſcht ihrer Muſik und Ihr werdet ihre Lieblichkeit und ihre Zartheit erkennen, Ihr werdet eingeweiht werden in die innigſte Harmonie dieſer Seelen.

Oder wenn Euch das Geſchick das Gehör verſagt, dann ſchaut die jugendlichen, ſchlanken Geſtalten an, bewundert das Ebenmaß der reizenden Formen, die ſanften Züge der blaſſen Geſichtchen, das tiefe Leid, welches aus den dunklen Augen leuchtet.

Arme Kinder!

Wie ſie daſtehen in der Mitte rauher Männer, ohne Schirm, ohne Schutz, ſie, denen man Bildung und Sitte abmerkt, müſſen dem gemeinen Haufen aufſpielen, keine befreundete Seele befindet ſich in ihrer Nähe, ſie kamen aus der Ferne hergewandert und werden morgen den müden Fuß weiter nöthigen, und wer weiß, wohin pilgern,

um den Brodbiſſen zu erwerben, der ihr junges Leben friſtet.

Junges Leben!

Fürwahr ſie iſt kaum zur Jungfrau, er kaum zum Jüngling gereift, ſechzehn Lebensjahre mögen ſie zählen, keines älter, keines jünger, und wer ſie anſieht, würde ihre Geſchwiſterſchaft beſchwören, ſo ähnlich ſind ſie einander.

Blos ähnlich?

O nein, das iſt mehr als Aehnlichkeit, es iſt faſt Gleichheit, dieſe beiden Weſen ſind nicht nur Bruder und Schweſter, ſie ſtehen ſich noch näher; ſie haben nicht nur unter Einem Mutterherzen geruht, ſondern auch zu gleicher Zeit unter demſelben geathmet, ſie erblickten in einer und der nämlichen Viertelſtunde das Licht der Welt, fühlten in ein und demſelben Bade den kaum gebornen Leib umſpühlen und wurden ſeitdem nicht getrennt; was ein anmuthreicher Dichter von Liebe ſingt, konnte im vollſten Sinne auch von dieſem Zwillingspaare gelten, ſie waren: „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Herzen und Ein Schlag!“

Die jungen Muſiker hatten eben wieder eine ihrer Weiſen geendet, als das Mädchen ſeine Lippen dem Ohre des Bruders näherte und ihm zuflüſterte:

„Genug für heut, Joſeph, laß uns eine Ruheſtätte ſuchen, damit wir morgen geſtärkt unſeren Weg fortſetzen können.“

Der Jüngling nickte dieſer Mahnung beiſtimmend zu, nahm ſeine Mütze, die während des Spieles an dem

Harfenkopfe hing, und begann mit derſelben die Runde zu machen, um den Lohn für den der Geſellſchaft bereiteten Genuß zu ernten.

Die Gaben fielen nicht reichlich, doch genügten ſie den anſpruchloſen Künſtlern, die ſich nun aufmachten, die Gaſtſtube zu verlaſſen.

Aber ſiehe da, von Seite mehrerer Gäſte denen nicht nur die Luſt, ſondern auch der Wein zu Kopfe geſtiegen war, wurde Widerſpruch laut:

„Was iſt das? Jetzt, da wir gezahlt haben, wollen ſie fortgehen?“

Dazu riefen Andere: „Da bleiben, fortſpielen!“

Die Geſchwiſter ſahen ſich an, fügten ſich jedoch dem Begehren und ſpielten noch eine Piece.

„Nun iſt's genug!“ mochten Beide denken, als ſie zu Ende kamen; dem war aber nicht ſo.

Die Nimmerſatten begannen abermals zu brummen, einige machten Miene den Muſikanten den Weg zu vertreten; mehrere der Gäſte jedoch ergriffen die Partei der Geſchwiſter, worauf ein heftiger Wortwechſel entſtand, der bei den weinerhitzten Köpfen gar bald ausartete und eine jener tumultuariſchen Szenen herbeiführte, bei denen Stühle und Bänke als Waffen, Leuchter, Flaſchen, Krüge und Gläſer als Geſchoſſe dienen.

Die Schenkſtube wurde zum Schauplatze einer Schlägerei, der Lärm wuchs von Sekunde zu Sekunde, Flüche und Geſchrei tönten ineinander, Fenſterſcheiben und Gefäße wurden zerſchmettert, die Lichter erloſchen und dichte

Finſterniß umhüllte bald Freund und Feind, der in einen Knoten verwirrt, ſich in den Haaren lag.

Den Geſchwiſtern war es gelungen, unter dem Schutze der Dunkelheit zu entrinnen.

Sie ſchlüpften aus der Stube, trafen draußen einen Aufwärter und baten ihn um ein Verſteck, um vor den Angriffen der Trunkenen geſichert zu ſein.

„Geht hinauf nach Nummer Zwei,“ flüſterte der mitleidige Kellner ihnen zu, „der Paſſagier, welcher das Kabinet inne hatte, iſt eben fortgefahren, die Kerze ſteht noch brennend auf dem Tiſche, verriegelt aber die Thüre von innen.“

Die jungen Leute eilten erleichterten Herzens die Treppe hinauf, ſchlüpften in die bezeichnete Stube und ſchloſſen ſich ein.

„Wir ſind geborgen!“ lispelte die Jungfrau und drückte den Bruder an ihr Herz.

Dieſer nickte lächelnd und erwiederte:

„Nicht nur geborgen, ſondern auch mit einem Nachtlager verſehen. Du wirſt im Bett und ich auf dem Kanapee ſchlafen.“

„Wenn ſie uns aber ſuchen?“

„Fürchte Dich nicht, Joſephine, die Balgerei wird die Trunkenen nüchtern machen und der Gaſtwirth wird nicht ermangeln, ihnen friſche Luft zu verſchaffen.“

Nach dieſer Troſtrede nahm er das Ränzchen, in welchem ſich ſeine und ſeiner Schweſter Habſeligkeiten befanden, vom Rücken, legte die Theile der Flöte in ein

Futteral, und das Mädchen überzog die Harfe mit einer Hülle von grauer Leinwand.

„So," ſagte er, gleichſam zufrieden mit dem Verlauf der Begebenheit, „die Inſtrumente ſind geborgen, jetzt wollen wir zur Ruhe gehen."

Beide blickten um ſich, und gewahrten eine Unordnung, wie ſie in jeder Wohnung zu herrſchen pflegt, wenn ein zeitlicher Beſitzer ſie eben verlaſſen. „Welch ein Durcheinander," bemerkte der Jüngling.

„Der Reiſende," antwortete die Schweſter, „ſcheint, wie wir von Schiffern leſen, wenn ein Sturm ſie überfällt, Ballaſt ausgeworfen zu haben."

„In Wahrheit," erwiederte der Bruder, „es iſt ſo. Er muß ſich der alten Reiſebedürfniſſe entledigt haben, wahrſcheinlich, weil er ſich in Wien mit neuen zu verſehen gedenkt. Welch' eine Menge von Büchſen, Schatullen, alten Tüchern, und endlich dieſe Maſſe unbrauchbaren Papiers."

Die Jungfrau bückte ſich lächelnd, hob einige Fragmente auf und blickte ſie nicht ohne Neugierde an.

„O ſieh doch, Joſef," rief ſie überraſcht, „ſie ſind franzöſiſch geſchrieben."

„Wenn ich neugierig wäre," meinte der junge Menſch, ſo könnte ich jetzt von meiner Sprachkenntniß praktiſchen Gebrauch machen."

„Thue es, Bruder!" lautete die Aufforderung der Schweſter.

„Warum nicht gar, was kümmern uns die Angelegenheiten fremder Leute? übrigens magſt Du im Voraus

überzeugt ſein, daß es Papiere höchſt gleichgiltiger Natur ſind, ſonſt würde ſie der Reiſende verbrannt und nicht hier liegen gelaſſen haben.“

Um dem weiteren Drängen der Schweſter zu genügen, überflog er einige der Schriften, und ſagte dann:

Da haſt Du's, meine Vermuthung trifft zu, einfache Reiſenotizen, Rechnungen, topografiſche Randgloſſen u. ſ. w. Der Eigenthümer entledigte ſich der Originale, weil er wahrſcheinlich im Beſitze von Abſchriften iſt.“

Trotz dieſer Gleichgiltigkeit des Bruders hörte Joſefine nicht auf, Papiere aufzuheben, zu entfalten und zu unterſuchen.

„Ah, rief Sie plötzlich, das nenn' ich eine Feinheit!“

Sie zog aus einem zerknitterten Papierbogen ein Blatt hervor, welches in demſelben unbemerkt gelegen haben mochte und unter dem gewaltthätigen Drucke des Achtloſen mitgelitten hatte.

Der Jüngling bemerkte, daß das überaus feine Papier ebenfalls beſchrieben war und begann es behutſam mit der flachen Hand zu glätten, um es dann leſen zu können.

Das Mädchen ſtand ihm gegenüber und ſah einer Bemerkung entgegen. Als dieſe jedoch nicht erfolgte, unterbrach ſie die Stille und ſagte verwundert: „Was haſt Du? Mir däucht gar, Du lieſeſt die wenigen Zeilen ſchon zum dritten Male?“

„Es iſt ſo, Schweſter, ich habe einen Brief in Händen, der meine Aufmerkſamkeit erregt hat.“

„Was Du ſagſt! Laß hören, was enthält das Schreiben?“

„Ich will es Dir überſetzen. Höre:“

„Mein Herr!“

„Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, begeben Sie ſich ſogleich nach Wien, der Kongreß wird eben in voller Blüthe ſein und der Einzelne wird in dem Meere von Fremden unbeachtet verſchwinden.“

„Wenn das beabſichtigte große Unternehmen gelingen ſoll, ſo iſt es nur im Taumel der Feſte, in dieſem Strudel und Wirbel von Genüſſen möglich.“

„Die Ausführung iſt ganz allein Ihren Händen übergeben, die Wahl der Helfer bleibt Ihrem Ermeſſen überlaſſen, ſcheuen Sie keine Ausgaben, denn Sie wiſſen, welche großartigen Mittel Ihnen zu Gebote ſtehen.“

„Seien Sie vorſichtig, argwöhniſch und geizen Sie mit Ihrem Vertrauen. — Frau von M. iſt die Einzige, welche Ihnen allenfalls einen Anknüpfungspunkt bieten wird, ſonſt aber trauen Sie Niemand — Niemand!“

„Ihre Briefe ſenden Sie auch ferner an das bewußte Handlungshaus, es beſitzt unſer ganzes Vertrauen.“

„Säumen Sie nicht, doch vermeiden Sie auch jede Uebereilung, einmal mißlungen wäre unſer Unternehmen faſt unmöglich geworden. — Gott ſchütze Sie! —“

Der junge Menſch hielt inne.

„Nun weiter!“ rief Joſefine.

„Ich bin zu Ende, das Blatt enthält keine Unterſchrift, keine Adreſſe noch ſonſt eine Bezeichnung.“

„Sonderbar!“

„Der Inhalt ſcheint auch Dein Intereſſe erregt zu haben.“

„Ich leugne es nicht, lieber Bruder, es iſt ſo.“

Nach einer Pauſe fuhr Sie fort: „Weißt Du Joſef, was wir thun?“

„Nun, laß hören!“

„Du nimmſt daß Blatt zu Dir und bewahrſt es.“

„Wozu dies?“

Wir begeben uns nicht nach Brünn, wohin wir gewollt, ſondern nach Wien zum Kongreß.

„Wir Beide — zum Kongreß — ha, ha, ha — welch ein Einfall!“

Der Jüngling brach in ein herzliches Gelächter aus und die Schweſter nahm keinen Anſtand mit einzuſtimmen.

„Nur zu gelacht,“ rief ſie munter, auf dieſem feinen Papier ſteht es geſchrieben, beim Kongreß wird es Feſte geben, Unterhaltungen, und wo dieſe ſind, benöthigt man Muſiker.

„Natürlich die Wiener warten ſchon, bis wir Zwei dort eintreffen.“

„Spotte nicht, wer weiß, welch ein Glücksſtern uns in der Reſidenz aufgeht.“

„Du haſt Dich alſo ernſtlich in die Idee vernarrt?“

„Sieh, Bruder, ich denke, dem früheren Eigenthümer mag an dieſen Zeilen etwas gelegen ſein, ſuchen wir ihn auf.“

„In dem Fremdenmeere, wie es da geſchrieben ſteht, und noch dazu, ohne daß wir ſeinen Namen wiſſen.“

„Nur Geduld, wir fragen morgen den Kellner oder den Poſtſchreiber nach dem Namen desjenigen Paſſagiers,

welcher das Zimmer Nummer Zwei vor uns bewohnt hatte. —"

„Das läßt ſich hören."

„In Wien ſuchen wir ihn auf, haben wir ihn gefunden, ſo wird er uns aus Dankbarkeit an die Hand gehen."

„Und ſo weiter, und ſo weiter, unterbrach Joſef die Schweſter, ich ſchenke Dir alle ferneren ſinnreichen Folgerungen; meinethalben, es ſei, wir reiſen zum Kongreß, doch jetzt laß uns zur Ruhe, denn ich bin ſehr müde."

Die Geſchwiſter umarmten ſich, lachten und ſuchten die Lager.

Mitternacht war lange vorüber, im Gaſthofe war als willkommenſter Gaſt die Ruhe eingekehrt und die jungen Leute ſchliefen ſanft und ununterbrochen dem neuen Morgen entgegen.

Zeitlich aufgewacht machten ſie ſich auf den Weg, erkundigten ſich jedoch früher nach dem Herrn, der vor ihnen das Zimmer Nummer Zwei inne hatte.

Der Aufwärter wußte keine Auskunft zu geben, der Poſtſchreiber ſchnautzte ſie an, bequemte ſich jedoch ihnen nach längerem Bitten den Namen Achille Montferon zu nennen.

Damit zufrieden, ſetzten ſie darauf wohlgemuth ihre Wanderung nach Wien fort.

Eine Viertelſtunde früher war jener Herr mit Extrapoſt abgereiſt, der am Abende vorher Herrn von Talleyrand anredete, hierauf von einem Strolch brüderlich

angeſprochen wurde, die Poſtpferde auf fünf Uhr Morgens beſtellte und unter den Namen Railly paſſirte.

Drittes Kapitel.

Beginn der Fürſtentage.

Am Morgen des fünf und zwanzigſten September — es war ein heiterer Sonntag — wurden die Reiſenden längs der ganzen Wegſtrecke zwiſchen Olmütz und Wien durch Kanonendonner aufgeſchreckt

Was gab es?

War etwa der Krieg wieder los, welchen man in der Perſon Napoleon Bonapartes bei Leipzig überwunden und durch den vor kaum vier Monden beſchloſſenen Pariſer Frieden nach Elba genöthiget hätte?

Nein, dem war nicht ſo.

Der entthronte Kaiſer ſchien dem Anſcheine nach erſchöpft, mit der Souveränetät über das winzige Eiland zufrieden, von den jüngſt erlittenen Schickſalsſchlägen auszuruhen; jener Kanonendonner war alſo nicht kriegeriſcher, ſondern höchſt friedlicher Natur.

Feuerſchlünde von Olmütz bis Wien in größeren Zwiſchenräumen aufgeſtellt, verkündeten die Ankunft Alexander I. des Kaiſers von Rußland in Brünn.

Eine ſpätere zweite Salve ſignaliſirte deſſen Zuſammentreffen mit dem Preußenkönige Friedrich Wilhelm III.

in Wolkersdorf, worauf auf ein von dort gegebenes Zeichen Kaiser Franz I. in Wien seine Hofburg verließ, um die erlauchten Gäste an der Taborbrücke zu empfangen.

Zwischen zwölf und ein Uhr Mittags sollte der feierliche Einzug der Souveräne erfolgen, und die innere Stadt und alle Vorstädte hatten sich aufgethan, um ihr Kontingent zu den herbeigeströmten Massen zu stellen.

Oder hätten die Wiener etwa ruhig daheim bleiben sollen, während die ganze Garnison in größter Parade ausrückte, während die funkelnen uniformirten Bürger-Regimenter und Bürgerkorps zu Fuß und zu Pferde mit flatternden Fahnen und Standarten aufzogen und die deutsche und ungarische Garde in ihren schimmernden, kostbaren Toiletten einherstolzirten, daß jedem das Herz im Leibe lachte, besonders aber den gefühlreichen Frauen, die in die Tigerfelle der berittenen Magyaren wie vernarrt waren, muthmaßlich, weil es ihnen bekannt sein mochte, daß unter diesen Tigerdecken Herzen schlugen, die nichts weniger als tigerartige Empfindungen hegten.

Oder sollten die guten Wiener das Haus hüten, während an einem schönen Herbsttage drei mächtige Souveräne — darunter ihr eigener Landesherr — auf einmal und beisammen zu schauen waren, wie sie in brüderlicher Eintracht zusammen kamen, um sich vor Allem des errungenen Friedens zu freuen und für dessen weitere Erhaltung Sorge zu tragen?

Oder sollte ein echter Wiener nicht dabei sein, wenn sich über die Leopoldstadt ein Strom von Hunderttau-

ſenden ergoß, wenn Muſikchöre ſpielten, Trommel wirbelten, wenn namenloſer Jubel erdröhnte, alle Glocken der großen Reſidenz ihr feierliches Geläute erſchallen ließen und mehr als tauſend Kanonengrüße die Luft erzittern machten, um die verbündeten Herrſcher zu bewillkommen?

War das ein Wogen, Drücken und Drängen! Namentlich am Praterſterne, wo die Truppen und Bürgergarden aufgeſtellt waren, da regnete es Fußtritte, Rippenſtöße, Preſſungen, die nur zu fühlbar an die Nichtigkeit des menſchlichen Körpers mahnten und die Schaubegierde mit Unannehmlichkeiten verband.

Viel behaglicher befanden ſich jene Glücklichen, denen das Schickſal eine Ausſicht von einem der Fenſter oder Balkone der Jägerzeile gewährte, von wo ſie bequem und angenehm auf das Meer von Köpfen herabſchauen und ſich an dem bunten, lebensreichen Schauſpiel weiden konnten. Dieſe Bevorzugten gehörten größtentheils dem ſchöneren Geſchlechte an, welches in auserleſenen Toiletten prangte und gleichſam die Liebe verkörperte, die das Volk auf der Gaſſe begeiſterte.

Wohin ſollen wir zuerſt blicken? Die Wahl iſt ſchwer.

Hier und dort, hüben und drüben entfalten ſich wenn auch nicht überall Jugend, ſo doch Anmuth und Eleganz, es iſt, als hätten ſich ſämmtliche Treibhäuſer der Geſellſchaft, die Salons, entleert um durch dieſen Frauenflor den Herbſttag in einen wonnigen Frühlingsmorgen umzuzaubern.

Unſer Auge ſucht einen Halt, es bleibt an einem

Balkone haften, deſſen Vorgrund eine Frauengruppe einnimmt, während rückwärts gleichſam in der Thüre einige Herren ſtehen, die mit einander plaudern, ohne an der Unterhaltung der Damen Theil zu nehmen.

So wie wir ſchauen auch mehrere der unten auf der Straſſe gedrückten und gedrängten Herren nach oben und wir hören, wie der Eine, ein junger Mann, zu ſeinem Gefährten eben ſagt:

„Ah, ſieh' doch, dort auf dem Balkon ſteht die Baronin von Arnſtein!“ worauf ſein Nebenmann ihm ergänzt indem er hinzuſetzt: „Und ihre Schweſter, die Freiin von Eskeles!“

„Richtig, ſo iſt es, und die Dritte?“

„Kennſt Du Sie nicht, es iſt die Tochter der Luft?“

Was Du ſprichſt! Jenes ſchlanke, ätheriſche Weſen iſt?“

„Die reizende Frau von Geymüller.“

„Und die Vierte, wer iſt der vierte Engel?“

„Den kenne Ich nicht.“

„Alſo eine Fremde?“

„Eine Unbekannte ſollteſt Du ſagen, denn die Schönheit iſt nirgens fremd und jene Dame iſt mehr als ſchön, ſie iſt entzückend.“ —

Dieſes ziemlich laut geführte Geſpräch veranlaßte mehrere der Umſtehenden, ſich dem bezeichneten Balkone zuzuwenden auch ihre Blicke blieben, trotz der geiſtreichen, unvergleichlichen Schweſtern, trotz der von einer Fülle von Schönheit umhauchten Tochter der Luft, wie Frau von Geymüller ob ihrer faſt idealen Erſcheinung häufig genannt

wurde, an jeder Dame haften, welche von den früheren Sprechern als fremd und unbekannt bezeichnet worden war.

Wir ſagten, die Blicke ſeien an der Unbekannten haften geblieben, denn wer ſie anſah, konnte ſich nur mit Mühe von ihr losreißen, ſie übte jene geheime ſimpathetiſche Kraft, die nicht nur anzieht, ſondern auch feſſelt.

Ihr niedlicher Wuchs war trotz der Ueppigkeit der Formen grazienhaft, ihr rundes Geſichtchen lieblich, der Ausdruck ihrer Phyſiognomie ernſt und anmuthig; wer ſich das ſammtweiche Blatt einer weißen Kamelie vorſtellt, hat einen Begriff von der Reinheit ihres Teints, dazu feingeſchnittene Roſenlippen, hinter welchen zwei Reihen der tadelloſeſten Zähne hervorſchimmerten, ein wunderhübſch geformtes Kinn mit einem jener Grübchen, wo Liebesgötter Verſteckens ſpielten, endlich zwei Augen ſchwarz wie die Nacht, und ſtrahlend wie der Tag, und darüber dunkle, in echt antiker Form gewölbte Brauen, die wie kühn gebogene Schwerter die Pforte zu hüten ſchienen, welche allenfalls in dieſen Liebeshimmel führen konnte.

Die jugendliche Erſcheinung der Dame athmete die Gluth des Südens, ſie verkörperte dem Auge ein Liebeslied, nicht ſchüchtern, nicht girrend, ſondern kühn ſtürmiſch, wild und leidenſchaftlich, wie die Fanariotin es ſingt, wenn ſie aus räuberiſchen Händen in die Arme der Liebe wiederkehrt.

Es war ohne Mühe zu erkennen, daß die junge Dame eine Fremde ſei, wenngleich ihre Gewänder dies nicht angezeigt hätten.

Die Wienerinnen huldigten der franzöſiſchen Mode:

ihre Ueberröcke von grellbunten Gros de Naples, mit gestreiften Gazebändern aufgeputzt, die Spangen und Achselverzierungen mit Atlas gefüttert, zeigten im Schnitt jene kurzen Taillen, die dem heutigen Auge unausstehlich sind, die aber damals in höchster Blüthe standen; die Hüte ebenfalls von Gros de Naples mit Atlasrollen und Blondspitzen geschmückt, erfreuten sich jener hochaufgethürmten, froschmauligen Schirme, bei denen wir begreiflich finden, daß sie unseren Vätern so sehr mißfielen, weil sie einer stürmischen Zärtlichkeit gar gewaltige Hindernisse in den Weg legten, außerdem aber so dragonermäßig aussahen, daß sich schon zwei Jahre später, eine förmliche Koalition der deutschen Modejournale dagegen bildete, um diese Ungethüme auszurotten, was auch, freilich nur mit Mühe, gelang.

Dieser französischen Tracht gegenüber prangte die Fremde in einer Tunika von lichtblauem Sammet, worunter ein Kleid von weißem Atlas hervorschaute; den reizenden Kopf, von dem kein einziges Haar zu sehen war, verdeckte nach griechischer Weise ein perlgesticktes Häubchen, das sich an Stirne und Schläfen enge anschmiegte und durch ein in der Höhe angebrachtes Goldband nur noch fester gehalten wurde.

Rechnet man dazu die kleinen, netten Stiefelchen vom feinsten Saffian und eine reiche Beigabe von Schmuck, der den edel gebogenen Hals und die zarten Finger der schönsten Frauenhand zierten, so hat man ein beiläufiges Bild der Fremden, deren Anwesenheit auf dem Balkone vielfache Aufmerksamkeit erregte.

Die vier Damen, ohne hierauf zu achten, muthmaßlich weil ſie an dergleichen ſtumme oder vielleicht auch an beredte Huldigungen gewohnt waren, unterbrachen ihre Unterhaltung nicht, ſondern führten dieſelbe mit jener Würde und Gemeſſenheit fort, wie es der Gebildete nie verſäumt, wenn er ſich beobachtet oder gar belauſcht weiß.

Sie ſprachen deutſch, auch bei der Fremden war dieß der Fall und zwar ohne Beimiſchung eines fremden Accents, mit einer Reinheit des Ausdruckes, der ſie von den Wienerinnen gar vortheilhaft unterſchied.

Frau von Eskeles führte eben das Wort: „Wie ich Ihnen ſage, meine Verehrten, der heutige Einzug ändert an der abermaligen Verzögerung nichts, die Monarchen werden ſich zerſtreuen, amüſiren, der Kongreß jedoch, ich meine nämdie eigentlichen Verhandlungen, wird erſt im November beginnen, mein Mann hat dieſe Nachricht bei Caſtlereagh erfahren.

Der europäiſche Schatzmeiſter und Nothnagel muß es wiſſen, verſetzte Fanni Arnſtein ſpitzig lächelnd.

„Der Lord bildet ſich aber auch nicht wenig darauf ein bemerkte die Tochter der Luft.“

„Lady Caſtlereagh vielleicht mehr als ihr Gemahl, ſie ſoll außerordentlich hochmüthig ſein; Sie wiſſen doch, daß ſie geſonnen iſt, auch hier bei den bevorſtehenden Feſten den Orden vom blauen Hoſenbande ihres Gemahls wie ein Diadem an der Stirn zu tragen?“

„In dieſem Falle werden die guten Wiener nicht ermangeln ihre Witze zu machen.“

Der Anfang dazu ist bereits geschehen, behauptete Madame Eskeles."

„Wie so, womit? fragten die Andern. — Wie Sie wissen, wohnt Lord Castleareg̃h auf dem Petersplatz im Hause zum „Ang' Gottes." Die Wiener behaupten nun, dem edlen Lord sei diese Wohnung durch Einfluß des päpstlichen Bevollmächtigten Kardinal Consalvi zu Theil geworden, der sich mit der Hoffnung schmeichle, den am Petersplatz im „Ang' Gottes" wohnenden Anglikaner katholisch zu machen."

„Was sagen Sie zu dem Scherz, liebe Theodora?" fragte die Baronin Arnstein sich an die Fremde wendend.

Diese nickte beifällig und erwiederte mit einer Stimme, die höchst angenehm klang: „Die Wiener Bonmots treffen immer und beleidigen selten; der Kongreß wird ihnen sattsam Gelegenheit bieten, ihre spitzen Zungen zu erproben."

„In Wahrheit, bemerkte jetzt Madame Geymüller, der Zusammenfluß ist zu groß, als daß nicht auch Thorheit und Excentricität für sich ein Plätzchen erobern sollten. Die Begierde, den bevorstehenden Festlichkeiten beizuwohnen, ist außerordentlich, man weiß aber im Voraus, wie schwer es sein wird, Zutritt zu erhalten und wie besonders bei den Hof-Festivitäten nur die hervorragendsten Namen ein Plätzchen finden werden, da ist man nun auf Auswege gerathen; wer nur immer reiten kann, bewarb sich um Stallmeisterposten, Glieder aus den angesehensten Familien drängten sich um Hofdamen- und Kammerherrnstellen, ja noch mehr, viele reiche Bürger, um

nur den Wunderdingen, die da kommen werden, nahe zu ſein, boten ſich auf die Dauer des Kongreſſes für die Livree an und Sie dürfen gar nicht erſchrecken, in manchem der Lakaien einen Hausherrn zu ſehen, der geſtern noch die Finger voll Brillanten und drei Uhren in den Taſchen trug, der aber heute wohlgemuth auf dem Bock oder hinter dem Stuhl eines Diplomaten ſteht, — um morgen prahlen zu können: Da bin ich auch dabei geweſen."

„Was Sie da ſagen?"

„Iſt wahr; um nur Ein Beiſpiel von vielen anzuführen: kennen Sie den Herrn von Bart?"

„Den reichen Lieferanten?"

„Bitte, nicht Lieferant, ſondern Fuhrmann, ſeinem Genie verdankte die Armee ihr Fortkommen, das heißt, er beſorgte die Pferde für ſie und wurde reich dabei. Dieſer gute Herr Bart ſetzte ſichs nun anfangs in den Kopf, einen Diplomaten ins Haus zu bekommen, in deſſen nächſter Nähe er den Stand der politiſchen Angelegenheiten brühwarm zu erfahren und durch deſſen Protektion er bei manchem der Feſte ein Plätzchen zu erobern hoffte. Vergebens, Barts Haus liegt außen, wer weiß in welcher Vorſtadt, und die Diplomatie liebt es, hübſch beiſammen und in der Stadt zu wohnen, der reiche Fuhrmann ſollte daher auf ſeinen Lieblingswunſch verzichten."

„That er es?"

„Nein, er ſuchte ihn in einer anderen Weiſe zu erreichen, er iſt, verſteht ſich nur proviſoriſch, Lakai geworden."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch, in der Rothenthurmſtraße im Müller=ſchen Gebäude wohnt der Herzog von Sachſen=Weimar und Herr Bart iſt einer ſeiner Diener.“

Die Damen lachten, die bisher iſolirten Herren nä=herten ſich ihnen und forſchten nach der Urſache ihrer Heiterkeit.

Ihr Wunſch ſollte eben befriedigt werden, als ein vermehrtes Gedränge auf der Straße die Unterhaltung unterbrach und die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich lenkte.

Wie bereits erwähnt, war die Jägerzeile von einer Maſſe herbeigeſtrömter Neugieriger beſetzt, die des Ein=zuges der verbündeten Herrſcher harrten.

Das Schmettern eines Poſthorns machte die Menge auf eine ſich nahende Reiſekutſche aufmerkſam, welche die Wogen des Menſchenmeeres vorſichtig durchſchnitt, um in eines der Häuſer zu gelangen.

Die kurze Fahrt war mühſelig und gefahrvoll, die Maſſen mußten ſich noch mehr zuſammenpferchen, um dem Wagen Raum zu geben; darüber entſtand nun ein Mur=ren und Schimpfen, welches anzuhören eben nicht ange=nehm war. Endlich gelangte der Wagen an ſein Ziel und bog in das Haus faſt gegenüber dem Balkone, den unſere Geſellſchaft einnahm.

„Der Fremde, bemerkte Madame Eskeles, kann von Glück erzählen, daß er wohlbehalten durch das Ge=dränge kam.“

„Wer mag er ſein?“

„Vielleicht ein Notabilität des Kongreſſes.“

„Wem gehört das Haus, wo er einkehrt?“

„Es ist das Hotel Rosenberg. Die Wohnung war für ihn wahrscheinlich bestellt.

Nach wenigen Minuten erschien an einem der Fenster des Rosenberg'schen Hotels, und zwar im ersten Stocke, ein Herr in Reisekleidern; der eben Angekommene hatte eiligst den Reisewagen verlassen, um vom Fenster aus das Schauspiel auf der Straße mit anzusehen.

„Ah, sagte Fanny Arnstein, das ist wahrscheinlich der neue Kongreßgast, der eben anlangte.“

Alle sahen hin.

Die reizende Fremde, welche wir Theodora nennen hörten, hatte den Herrn kaum erblickt, als sie einen Schrei des Schreckens ausstieß und in das Gemach zurücktaumelte.

Fast in demselben Momente ertönte Musik, Glockengeläute, Kanonendonner und Jubelgeschrei.

Der Herr am Fenster des Rosenberg'schen Palais schaute finster nach dem Balkone, den die Damen so eben in Bestürzung verlassen hatten.

Wir kennen ihn bereits; es ist derselbe, der am Abende vorher in Hollabrunn mit dem Fürsten Talleyrand und John Bretton verkehrte, derselbe, der einen Kredit von einer Million Gulden auf das Haus Arnstein bei sich führte und sich Raily nannte.

Der Jubel zog sich vom Praterstern immer näher heran.

Das Getöse war ungeheuer, die Begeisterung unbeschreiblich.

Die drei Monarchen, gefolgt von einer unüberſehbaren Menge von heimiſchen und fremden Würdenträgern, ritten langſam und majeſtätiſch einher.

Dieſe hochfeierliche Stunde bildete den Beginn jener Fürſtentage, die in einer Reihe glanz- und prachtvoller Tage über Wien heraufſtauchten, um die blendende Hülle jenes hiſtoriſchen Kernes zu bilden, den die Geſchichte „den Kongreß zu Wien“ nennt.

Viertes Kapitel.

Noch ein Einzug in Wien.

Im Gewoge in der Taborſtraße bemerken wir zwei junge Leute, ein Mädchen und einen Jüngling. Ihr Gang zeugt von Ermüdung, ihre Kleider ſind beſtaubt, man ſieht, daß ſie von weither kommen und daß ſie ihre Reiſe zu Fuße gemacht. Der Jüngling trägt nach Art der Handwerksburſche ein ledernes Ränzchen auf den Rücken, und das Mädchen iſt mit einem verhüllten Inſtrumente belaſtet, an deſſen Umriſſen man augenblicklich eine Harfe erkennt.

Der Tag, an dem die Zwillinge — der Leſer wird wohl gleich die jungen Spielleute aus Hollabrunn erkannt haben — in der Reſidenz ihren Einzug hielten, war Donnerſtag der 29. September.

Eine Reiſe zu Fuß geht gar langſam von ſtatten,

beſonders wenn man von Dorf zu Dorf aufſpielen muß, um Geld zu verdienen. Außerdem hatten die Geſchwiſter keine Eile, ſie reiſ'ten daher mit Muße und billig.

Die jungen Wanderer ſchritten die Taborſtraße unbeachtet dahin, und zwar in der Richtung gegen die innere Stadt zu.

Wohin? Sie wußten es ſelbſt nicht, ſie waren auf's Geradewohl nach Wien gekommen, ſie wollten es nun auch den Zufalle überlaſſen, für ihr erſtes Obdach zu ſorgen. Die hohen Gebäude, die Pracht der Kaufläden, die raſtloſe Bewegung und der Lärm der Straße brachten auf Beide einen faſt betäubenden Eindruck hervor, daher ſie auch kein Wort ſprachen, ſondern ihren Gedanken nachhängend, ſtumm dahin ſchritten.

Plötzlich blieb Joſef ſtehen.

„Nun, liebe Schweſter," ſagte er, „ſind wir in Wien. Wir ſind alſo glücklich auf dem Kongreße angelangt!" ſetzte er ironiſch hinzu.

Joſephine lachte, wurde jedoch plötzlich ernſt und ſagte:

„Soll dies etwa ein Vorwurf ſein, weil ich die Hieherreiſe vorſchlug?"

„Bewahre, Schweſterchen, wie kannſt Du mich für ſo herzlos halten! Ich wollte Dich nur fragen, wohin wir uns in dieſer großen Stadt zuerſt wenden ſollen?"

„Darauf, lieber Joſef, vermag ich freilich nicht zu antworten. Was meinſt Du?"

„Ich," erwiederte er, „denke, daß wir, nun, gerade

heraus, ich weiß ſelbſt nicht, was ich meinen, was ich rathen ſoll."

Hierauf ſagte Joſefine:

„Wir ſind alſo Beide um eine Auskunft verlegen, gut denn, gehen wir weiter, vielleicht fällt uns ſpäter etwas ein."

Und ſie gingen weiter.

Nach einer Weile blieb aber das Mädchen ſtehen, und der Bruder machte nun ebenfalls Halt.

„Lieber Joſef," ſagte ſie, „ſiehſt Du die Menge Leute?"

„Ei freilich, nicht nur Leute, ſondern auch eine Menge Wagen ſehe ich, und Alles fährt und wälzt ſich über die Brücke herüber und biegt nach jener Seite ein, die links vor uns liegt."

„Was mag es nur dort geben?" fragte das Mädchen nicht ohne ängſtliche Beſorgniß.

„Wir wollen uns erkundigen.

„Thu' es, lieber Joſef."

Der junge Menſch redete den Nächſten der Vorübergehenden an.

„Geehrter Herr," ſagte er, „darf ich fragen, wohin die vielen Menſchen ziehen, die dort über die Brücke kommen?"

Der Gefragte, der, wie alle Wiener, wenn ſie auf der Straße ſind, ſehr eilte, antwortete:

„Im Prater iſt Feuerwerk, der Kongreß wird auch dabei ſein," und ſchoß weiter.

„Haſt Du gehört, Joſefine?"

„Ja!“

„Da nun zu Ehren der Kongreßmitglieder im Prater ein Feuerwerk abgebrannt wird, ſo —“

„Nun weiter!“

„So gehen wir auch in den Prater.“

„Meinethalben, gehen wir dahin; aber lieber Bruder, wo liegt denn der Prater?“

„Ich denke, wir laſſen uns, ohne weiter zu forſchen, von dem Menſchenſtrom mit forttragen.“

„Richtig,“ verſetzte Joſefine mit einem Anfluge von Laune, „laſſen wir uns forttragen; doch hab' Acht, daß wir von den Wellen nicht auseinander geriſſen werden.“

„Das ſoll meine Sorge ſein.“

Die Geſchwiſter ſchritten nun wieder vorwärts, und fort ging es in dem Gewühl. Sich eng aneinanderſchmiegend bewegten ſie ſich zwiſchen den Menſchenwogen weiter, und Mancher Ungeduldige oder Unvorſichtige rannte an den verhüllten Harfenkopf, den Joſefine nach rückwärts trug, damit er gegen einzelne Anprallende gleichſam als Eisbrecher diene.

Man langte in der Mitte der Jägerzeile an, da bemerkte Joſef einen Herrn, der ſich offenbar viele Mühe gab, ihm, oder vielmehr ſeiner Schweſter, zur Seite zu bleiben.

Der Mann, vielleicht vierzig Jahre alt, war klein, dick, hatte ein paar kurze Dachsbeine, und einen großen eckigen Kopf, der jedem Phrenologen einen Feſttagsſchmaus geboten hätte. Sein volles Antlitz war hochroth gefärbt und zeigte die leiſe Spur einer Schmarre, welche quer

über die Stirne lief. Er trug eine Kniehoſe von ſchwarzem Manchester mit Silberſchnallen, Kanonenſtiefeln, einen Kaputrock von armeegrauem Tuche, im Schnitt jenen Röcken ähnlich, wie unſere Landwehr ſie im Jahre 1809 trug, einen engliſchen Hut, ſo nannte man damals jene Hüte, die unſeren Cylindern an Form nahe kamen und einen Zopf. In ſeiner Rechten hielt er ein mächtig dickes Hiſpania-Rohr, deſſen Knauf und Spitze von Silber waren.

Dieſer Mann nun hielt ſich den Geſchwiſtern hart zur Seite, und ſo oft der junge Menſch einen Schielblick nach ihm warf, begegnete er deſſen Auge, welches entweder ihn oder die Schweſter anſtierte.

Joſef, den dieſe Aufmerkſamkeit unangenehm berührte, ſuchte durch Wendungen und forcirte Schritte aus der Nähe des Zudringlichen zu kommen, allein der Mann mit den Kanonenſtiefeln ſegelte ihm ſehr geſchickt nach, und behauptete ſeine Nähe.

Man langte am Praterſterne an.

„Sieh doch, Brüderchen, wir kommen jetzt in einen Wald," ſagte das Mädchen mit ſichtbarer Ueberraſchung.

„Das wird wahrſcheinlich der Prater ſein," bemerkte er.

„Ach wenn wir nur bald an Ort und Stelle wären," ſeufzte die Schweſter, „ich bin ſehr müde."

„Wünſcheſt Du ein wenig auszuruhen?"

„Wenn ich wüßte, daß wir das Feuerwerk nicht verſäumen."

„Die Sonne iſt noch nicht unter, wir werden daher noch zeitlich genug kommen," erwiederte Joſef, deſſen

Blick abermals jenen des aufmerksamen Begleiters kreuzte. Er ergriff eine sich plötzlich darbietende gute Gelegenheit, ihm auszuweichen und seiner los zu werden.

Die Geschwister, statt sich mit dem Strome gradaus fort zu bewegen, nahmen ihre Richtung nach links, wo sie sich auf einem der abseitigen Rasenplätze nieder zu lassen gedachten; aber siehe da, der Mann mit den Kanonenstiefeln bog wie sie ebenfalls nach links ein. Nun war es gewiß, er wollte die Geschwister nicht aus den Augen verlieren.

Der junge Mensch wurde verlegen, was wollte der dicke Herr? Welche Ursache bewog ihn zu dieser Verfolgung? Einen Moment lang war Josef entschlossen, ihn anzusprechen; er unterließ es jedoch, um der Schwester, die bisher von dem Allem nichts bemerkte, keine Unruhe zu bereiten.

Auf dem Rasenplatze angelangt, ließ Josefine ihre Harfe von der Schulter gleiten und beeilte sich an deren Seite Platz zu nehmen, der Bruder wollte eben ihrem Beispiele folgen, da trat der oftерwähnte Mann auf ihn zu und sagte mit einer sehr heiseren Stimme: „He, meine lieben Kinder, wenn ich nicht irre, seid Ihr erst zugereist?“

„So ist es,“ entgegnete Josef und suchte die Schwester, die sich erheben wollte, durch einen Blick zu beruhigen.

„Ihr seid Spielleute?“

„Ja, mein Herr, ich spiele die Flöte und meine Schwester die Harfe.“

„Woher seid Ihr?“

„Aus Deutſchböhmen.“

„Wart Ihr ſchon je in Wien?“

„Nie.“

Bei dieſer Antwort machte der Heiſere mit den Kanonenſtiefeln eine Pantomime, als ob er ſagen wollte: „Das kommt mir erwünſcht!“ zog eine Tabacksdoſe aus der großen Rocktaſche, nahm mit Eifer eine Priſe Spaniol und ſetzte dann ſein Examen fort.

„Ihr ſeid doch wohl des Kongreſſes wegen nach Wien gekommen?“

Die Zwillinge lachten laut auf und Joſef rief: „Fürwahr, Sie haben es errathen!“

„Ihr wollt alſo Geld verdienen?“

„Je mehr, deſto beſſer.“

„Habt Ihr ſchon einen Platz?“

Die jungen Leute ſahen den Heiſeren fragend an und dieſer fuhr fort: „Ich meine, ob Ihr ſchon eine Unterkunft habt?“

„Bis jetzt noch nicht.“

„Ihr ſeid auch noch durch keinen Vertrag, hier oder dort ſpielen zu müſſen, gebunden?“

„Ach, davon war noch keine Rede.“

Der Mann nahm wieder eine Priſe, nickte zufrieden mit dem Kopfe und fuhr fort: „He, meine lieben Kinder, wie wärs, wenn ich Euch nicht nur eine Unterkunft, ſondern auch Gelegenheit verſchaffte, Geld zu verdienen?“

„In dieſem Falle würden wir Ihnen ſehr dankbar ſein.“

„Ihr nehmt alſo mein Anerbieten an?“

Die Geſchwiſter blickten ſich unentſchloſſen an, dann ſagte Joſef: „Ich bitte, beſter Herr, unſer Schwanken nicht ungütig zu deuten, wir würden recht gerne einwilligen, wenn wir wüßten, mit wem wir die Ehre haben.“

„Bravo, junger Menſch, unterbrach ihn der Andere, man will ſich nicht wegwerfen, das gefällt mir, man hat Ehre im Leibe, das iſt ein tüchtig Kapital, wir werden uns ſchon einigen, bin kein Lump, Ihr könnt mir ſchon vertrauen, kommt mit, daheim wollen wir uns näher kennen lernen und ausführlich mit einander ſprechen.“

Das Mädchen erhob ſich, nahm die Harfe und ſagte:

„Wohlan Bruder, folgen wir dem Herrn.“

„Meinethalben folgen wir ihm.“

„Thut es, und Ihr werdet es nicht bereuen.“

„Wir wollen aber das Feuerwerk mit anſehen,“ erinnerte der Jüngling.

„Das könnt Ihr vom Bodenfenſter meiner Hütte bequem mit anſchauen.“

„Wie, Sie wohnen alſo —“

„Im Prater, antwortete der Heiſere kurz, jetzt kommt.“

Das Kleeblatt nahm die Richtung gegen die Hauptallee. —

Der Abend war mittlerweile herangerückt, die Strömung nach dem Feuerwerksplatze dauerte fort und unſere Bekannten konnten nur langſam vorwärts gelangen.

„He, Kinder, wendete ſich der Mann plötzlich den Geſchwiſtern zu, wir wollen die günſtige Gelegenheit nicht unbenützt laſſen, machen wir hier auf dieſer Erhöhung Halt.“

„Wozu dies?“ fragte Joſef.

„Wir wollen den Kongreß an uns vorüber ziehen laſſen.“

Unſere Leſer werden ſchon bemerkt haben, daß man damals in Wien die große diplomatiſche Verſammlung als eine Einheit unter der Bezeichnung: „Der Kongreß“ perſonificirte; heute beſuchte der Kongreß das Feuerwerk, morgen fuhr der Kongreß auf die Jagd u. ſ. w., und wenn auch ein großer Theil der eigentlichen Kongreß-mitglieder abweſend war, es hieß doch immer: „der Kongreß,“ beſonders wenn einige der Monarchen ſich einfanden.

Die Geſchwiſter fügten ſich recht gerne dem Antrage des Heiſeren und ſie ſtanden auch nicht lange auf der Erhöhung, als ein unermeßlicher Jubel ſich heranwälzte.

„Was iſt das?“ fragte Joſefine neugierig.

Die Monarchen kommen, lautete die Antwort. „Kinder Ihr müßt auch Vivat rufen, ich kann heute leider nicht, ich habe noch meinen Text vom Einzuge am Sonntage her, da hab ich mich heiſer gejubelt. Ah, da kommen ſie ſchon, hol der Kuckuck die Heiſerkeit ſchreit mit mir, Kinder: Vivat unſer Vater Franz, Vivat Alexander, Vivat Friedrich von Preußen, Vivat der Kongreß!“

Trotz ſeines ſehr angegriffenen Organes konnte ſich unſer Mann nicht enthalten, mitzurufen, wobei er ganz entzückt ſeinen Engliſchen um den Kopf ſchwang und mit dem ſpaniſchen Rohre in der Luft herumfuchtelte.

„Wer iſt der Herr, der vorausreitet?“

„Se. Excellenz der Oberſtſtallmeiſter Fürſt von Traut-

mannsdorf, erklärte der Heiſere, mit kaiſerlichen königlichen Stallmeiſtern. Vivat der Trautmannsdorf!“

„Jetzt kommt ein Sechsſpänner,“ bemerkte Joſef.

„Darin ſitzen obenan unſere Kaiſerin und die Kaiſerin von Rußland, gegenüber Höchſtdero Gemale, Vivat die Kaiſer und Kaiſerinnen!“

„Jetzt kommt der zweite Wagen.“

„Obenan, bemerkte der Heiſere wieder, ſitzt die Königin von Baiern mit der Königin von Dänemark, gegenüber die Könige von Preußen und Baiern. Vivat Dänemark, Preußen und Baiern, Vivat!“

„Ah, ah, was iſt denn das für ein Wagen?“

„Kinder, ſeht Euch den Wagen gut an; ah, eine Stockung, die kömmt erwünſcht, der Wagen muß halten, Ihr habt Zeit, ihn genauer zu betrachten; der dicke Herr drin iſt Seine Majeſtät der König Friedrich von Würtemberg.“

Die eigene Equipage, deren ſich der ſechzigjährige Fürſt bediente, war höchſt eigenthümlich.

Die auffallend niedrige Kaleſche hatte einen offenen muſchelförmigen Kaſten, in deſſen weitem Bauche eine ſtark beleibte Perſon Raum hatte; dieſes Gefährt wurde von vier Braunen gezogen, von denen die Stangenpferde lange Schweiſe und die Vorlegpferde Stutzſchweiſe hatten. Jedes Pferdepaar ward von einem Jokey gelenkt, dieſe Reitburſchen trugen grüne Käppchen, ſcharlachrothe Weſten mit gelben Aermeln.

Die Urſache, welche die erwähnte Stockung bewirkt hatte, war gehoben, der Zug bewegte ſich vorwärts, allein

die Geſchwiſter konnten ob der heranbrechenden Dunkelheit nichts mehr wahrnehmen und baten ihren Begleiter, an das Feuerwerk nicht zu vergeſſen. Dieſer machte ſich flugs auf den Weg, indem er ſagte: „Auch recht, Ihr ſollt den Stuwer bewundern, ſo heißt nämlich der Mann, der die feurigen Dinge verfertiget.“

„Wohin gehen wir alſo?“ fragte Joſefine.

„In meine Hütte, zum „Landwehrmann“ beſchildet, ihr müßt nämlich wiſſen, Kinder,“ fuhr der Mann fort, welchen der Enthuſiasmus wärmer, folglich auch geſprächiger und mittheilſamer gemacht hatte, „Ihr müßt wiſſen, daß ich Anno neun bei Ebelsberg und Aſpern mitgefochten habe, daß ich an jenem unvergeßlichen Pfingſttage von einem Chaſſeur dieſen Hieb da“ — er deutete auf ſeine Stirnnarbe — „erhielt, und daß ich ſeitdem im Winter einen Wein- und Bierſchank in der Vorſtadt Laimgrube, und im Sommer eine Wirthſchaft im Prater betreibe, das heißt, ich bin Gaſtwirth und heiße Johann Sinzinger.“

Die Geſchwiſter erfuhren nun auf einmal ſo viel als hinreichte, ſie aufzuklären und zu beruhigen.

Sie hatten es mit einem Geſchäftsmanne zu thun, der ihnen und dem ſie nützlich ſein konnten; ſie hatten eine ſichere Unterkunft, eine Gunſt des Schickſals, welche ſie hoch genug anſchlugen, denn es war für zwei junge, in Wien unbekannte Leute, beſonders ein ſchönes jungfräuliches Mädchen, keine leichte Aufgabe, in Wien zur Kongreßzeit, in dieſem Gewühl, wo Alles vollgeſtopft und

vollgepfropft war, eine ehrbare Unterkunft zu ſuchen und zu finden.

Was anderſeits Herrn Sinzinger betraf, ſo wußte er ſich jederzeit für ſein Thun und Laſſen genügende Rechenſchaft zu geben. Er hatte die beiden Geſchwiſter im Gewühle bemerkt, beobachtete ſie, forſchte aus und nahm ſie mit ſich. Was er mit ihnen im Plane hatte, werden wir bald erfahren.

Die Schenkwirthſchaft des Herrn Sinzinger „zum Landwehrmann" beſchildet, war derart gelegen, daß man in der That von deren Bodenfenſter aus eine Ausſicht auf den Feuerwerksplatz hatte.

Sie beſtand aus einer jener luftigen Hütten, die weder vor Sturm noch vor Sonnenbrand ſchützen, und die nur aufgeführt ſcheinen, um anzudeuten, daß der freie Platz vor ihnen zum Empfange von Gäſten geneigt ſei, zu welchem Zwecke Tiſche und Bänke bereit ſtehen, ſo ſchmucklos, als ob ſie vom erſten, das heißt vom Ur-Zimmermanne der Erde, der zugleich als Schiff- und Weinbauer excellirte, zuſammengenagelt worden wären.

Das Innere der Landwehrmanns-Hütte beſtand aus einem Schankzimmer, einer Küche und einem Kabinette; von dieſem aus führten einige Stufen in ein kellerartiges Loch, wo die Wein- und Bier-Vorräthe gelagert waren.

Als Herr Sinzinger mit ſeinen jungen Begleitern bei der Hütte anlangte, ſagte er zu ihnen: „Ihr braucht nicht zu erſchrecken, Kinder, daß es bei mir ſo leer iſt, das iſt nur heute der Fall, weil Alles, was geſunde Beine hat, zum Feuerwerk rennt und dann zurück in die Stadt

ſtrömen wird, um die Beleuchtung zu Ehren des Kongreſſes mit anzuſehen. Ein anderes Mal geht es bei mir gar luſtig her und Ihr werdet keine Urſache haben, unzufrieden zu ſein.“

In dieſem Sermone ſich ſelbſt unterbrechend, kreiſchte er: „Ah, Sapperment, es kracht ſchon, macht, daß Ihr auf den Dachboden kommt, um das Feuerwerk nicht zu verſäumen.“

Bei dieſen Worten zeigte er den Geſchwiſtern eine hölzerne Treppe, welche die Küche mit dem Boden verband, dieſe huſchten ſie hinauf und ſtanden gleich an einer Luke, um die Stuwer'ſchen Wunder mit anzuſehen.

Der Feuerwerkskünſtler hatte ſich aber auch zuſammengenommen, um den Namen ſeines Vaters, der ſchon unter Kaiſer Joſef dem Zweiten mit Wind und Wetter zu kämpfen hatte, Ehre zu machen.

Sechs Fronten wurden abgebrannt, ihre Titel lauteten der Reihe nach: „Ein Blick in die Zukunft“, die „profetiſchen Geſtirne“, „das Höchſte des Lebens“, „der Zirkel der Freude“, „Europa's Völkerdank“ und „der Gürtel der Eintracht.“

Die jungen Leute waren ganz Auge! Die farbigen Feuer, die himmelan ziſchenden Raketen, die Schwärmer, Räder und Garben, die Millionen Funken, die aufflogen und wie ein Feuerregen wieder herabfielen, die Embleme und Chiffern, welche wie von Brillanten gebildet aus dem Nachtdunkel herüber ſchimmerten, die donnerähnlichen Schläge, welche die Kanonaden bildeten, kurz das ganze prachtvolle, nächtige Schauſpiel riß ſie zu Staunen und

Bewunderung hin und die Geſchwiſter ſtimmten an ihrem Bodenfenſter freudig in den Jubel ein, der mehr als tauſendſtimmig vom Feuerwerksplatze herüber dröhnte.

Geblendet von dem Lichtglanze fanden ſie kaum den Weg zur Treppe.

Als Herr Sinzinger ihre Abſicht herab zu kommen vernahm, eilte er zu ihnen hinauf und flüſterte ihnen zu: „Kinder, es werden ſich wahrſcheinlich, da das Feuerwerk zu Ende iſt, einige Gäſte einfinden, ich will nicht, daß ihr heute ſchon geſehen werdet, thut mir daher den Gefallen und bleibt auf dem Boden, ich werde euch gleich mit Speiſe und Trank verſehen laſſen und da ihr müde ſeid, ſo könnt ihr auf den Strohmatratzen ſchlafen, die dort in der Ecke liegen.

Die Geſchwiſter fügten ſich dem Begehren und bald darauf nachdem ſie ſich geſättigt, ruhten ſie auf dem einfachen Lager, nur durch ein luftig Dach von dem Himmel und ſeinen Sternen getrennt, deſſen Schutz ſie ſich brünſtig empfahlen, bevor der Schlaf ihre müden Augen ſchloß.

Arme Kinder!

Sie haben ſich in den großen Strom hinein gewagt, der ſchon manches Lebensglück mit ſich fort in die Tiefe riß, der aber auch ſchon manches ſchwanke Schifflein wohlerhalten an's heiß erſehnte Ziel ſchaukelte; welches von dieſen beiden Looſen wird den armen Waiſen beſchieden ſein?

Fünftes Kapitel.

Auf der Kastei.

Der Nachmittag ist heiter und angenehm, die Bewegung in der Stadt äußerst lebhaft.

Welch ein Zusammenfluß von Pracht, Eleganz, von Ansehen und Reichthum.

Es scheint, als hätte Europa Alles, was es an Hoheit und Schönheit, an Geist, Macht und Ruhm besaß, nach Wien gesendet.

Die österreichische Residenz beherbergte hunderttausend Fremde in ihren Mauern, darunter siebenhundert Abgeordnete zum Kongresse. Und welche Gäste waren dies! Ein Kaiser und vier Könige, Prinzen und Herzoge, Fürsten und Grafen, Kardinäle und Bischöfe, Feldherrn und Minister; alle Länder des Welttheils waren vertreten, nicht nur durch Männer, sondern auch durch Frauen, von jenen angefangen, deren Locken Kronen schmückten, bis hinab zur ehrbaren Gemalin des Syndikus, der aus Bremen oder Lübeck nach Wien kam, um für einige Hunderte das Wort zu führen, wo es sich um das Wohl von Millionen handelte.

Welch ein Kaleidoscop aller europäischen Uniformen und Orden, welch' ein Gemisch von Nationalitäten, Ständen und Würden! Wien schien sich verdreifacht zu haben.

Prachtvolle Karossen durcheilen ohne Unterlaß die Straßen der Stadt; voraus keuchen die phantastischen mit wallenden Straußfedern aufgeputzten Laufer, sie balanciren ihre Tambourmajors-Stöcke und warnen die

unvorsichtigen Fußgänger, welche zu Tausenden auf den Beinen sind, sei es in Geschäften oder als Gaffer und Müßiggänger. Gewandte Reiter lassen ihre Rosse durch die Straßen courbettiren und blinzeln liebelustig nach gewissen Fenstern, von wo aus sie gerne bemerkt sein möchten. Mittendurch wälzt sich das unzählbare Heer der Bedienſteten aller Klassen, das Geflimmer ihrer Livreen und die Wappen ihrer Herrschaften zur Schau tragend.

Die Bewegung in der Stadt beginnt am Morgen und endet spät in der Nacht, oder manchmal auch gar nicht, wenn dem Kongresse zu Ehren Bälle und Redouten gegeben werden.

Wohin man sich kehrt, ist Alles überfüllt. Gärten Plätze und Spaziergänge, Salons, Theater und Cafés, kurz überall wo es etwas zu sehen und zu hören gibt, strotzt es von Besuchern, besonders dann, wenn man hoffen durfte, Fürsten, Helden oder Diplomaten anzutreffen.

Man hätte nun meinen sollen, das Leben in Wien werde durch den Zusammenfluß all dieser verschiedenen und fremdartigen Elemente seine weltbekannte Eigenthümlichkeit einbüßen und sich in ein charakter- und bezeichnungsloses Chaos auflösen, aus dem es sich am Ende dieses großen politischen Kirchtages nur schwer herauszuschälen vermöchte; dem war aber nicht so. Die Atmosphäre des specifischen Wienerthums umwob Franzosen, Engländer und Deutsche, Russen, Dänen, Spanier u. s. f. mit einem solchen Zauber österreichischen Wohlbehagens und vaterländischer Genußsucht, daß Ost und West, Nord und Süd fast ohne es zu wollen oder zu wissen seine

heimiſchen Gewohnheiten bei Seite ſetzte und den Göttern des gemüthlichen Wiens huldigte. „Nicht Wien war in Europa, ſondern Europa in Wien aufgegangen!“

An dem ſchönen Nachmittage, deſſen wir erwähnten, konnte man auf der Baſtei, wie immer, wenn das Wetter es geſtattete, zahlreiche Spaziergänger ſehen, die ſich im Scheine der Herbſtſonne ergingen und in dieſer oder jener Sprache mit einander plauderten, je nachdem ſie dieſem oder jenem Lande angehörten.

Der greiſe Mann dort, trotz ſeines hohen Alters noch rüſtig und friſch einherſchreitend, mit dem frommen Blick, dem ſittſamen Weſen, es iſt Herr Iſak Heard, erſter Wappenkönig des Hoſenbandordens, der eigends von London nach Wien gekommen war, um Kaiſer Franz I. mit dem genannten Orden zu bekleiden, welche Feierlichkeit ſchon am 21. September mit dem größten Pompe vor ſich gegangen war.

Kaum zehn Schritte hinter ihm ſchreitet ein junger Mann, in der Uniform eines ruſſiſchen Generals, die Bruſt mit Orden bedeckt, einher. Es iſt der Sohn eines walachiſchen Hoſpodars, der bei der Abſetzung ſeines Vaters durch eine Palaſtrevolution in Konſtantinopel, den Wächtern des Serails nur mit Mühe entſchlüpfte und in Rußland Schutz und eine glänzende Carriere fand.

Welch eine herrliche jugendliche Geſtalt, ſchade, daß der Krieg für die Ehren und Würden, die er ihm gebracht, ſich gleich bezahlt machte, indem er ihn — es war bei Bautzen — eines Armes beraubte. Es iſt der Fürſt Alexander Ypſilanti.

Seine Phyſiognomie iſt edel, das Auge ſinnend. Gedenkt er der Demüthigungen, die er noch vor fünf Jahren als Fähnrich vom Großfürſten Conſtantin erduldet, oder iſt er mit einer ſeiner zahlreichen Galanterien beſchäftigt, welche in Wien die Behauptung in Schwung brachten: Prinz Ypſilanti ſei der einzige, der Liebesbriefe in allen Sprachen empfange und er, der Einzige, könne ſich rühmen, zu jeder Stunde des Tages ein Rendezvous zu haben. Oder mochte ihn in dieſem Momente, wo er den Höhepunkt ſeines Glückes erreicht hatte, eine Ahnung ſeiner düſtern Zukunft beſchleichen?

Plötzlich macht er einen Schritt bei Seite und läßt zweien Herren Raum, die an ihm vorüberſchreiten. Er grüßt mit militäriſchem Anſtande den Rechtsgehenden, und wirft dann deſſen Begleiter einen freundlichen Blick zu.

Der Eine in Civilkleidern iſt eine ſchmale, kleine Geſtalt mit einem blaſſen Geſicht, deſſen eckige Stirn nur ſpärlich mit weißblondem Haupthaar bedeckt iſt. Die Augen ſind lebhaft, die Naſe ſpitz, das Kinn ein wenig hervorgebogen, der Charakter der ganzen Phyſiognomie kennzeichnet einen Gelehrten, einen Mann von Geiſt, Lebhaftigkeit und Wohlwollen. Er trägt hohe Stiefel, einen mohrengrünen Rock, eine ſchwarze Cravate und einen engliſchen Hut; während des Gehens ſtützt er ſich auf ein Spazierrohr.

Der eben Geſchildete, den Armen Wiens, die er roſtlos beſchenkte, den Bittſtellern aller Art, deren Geſuche er ſtets befürwortete, wohlbekannt, deßhalb auch allgemein der „gute brave Herr“ geheißen, war Friedrich Chri-

ſtian, König von Dänemark und der ihn begleitende öſterreichiſche General, der ihm für die Dauer des Kongreſſes beigeben wurde, der bekannte Luſtſpieldichter Steigentetſch.

Abſeits und beſcheiden, wie es deutſchen Naturen ſtets eigen und angeboren, ſchreiten zwei Männer und thun ſehr gründlich und ſehr wichtig miteinander; ihre ſchlichten Hüllen verrathen nicht im entfernteſten den Einfluß, den ſie üben, der Eine durch ſeine „Augsburger allgemeine Zeitung" und durch den von ihm in Hamburg herausgegebenen „Deutſchen Beobachter," der Andere durch ſeine ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten und kühnen Reden, welche ſpäter am Bundestage und auf den darmſtädtiſchen Landtagen gar oft mit Kopfſchütteln angehört wurden; ſie ſind Hr. Doktor Cotta und Hr. v. Gagern.

Erſterer kam um vom Kongreß Abhilfe gegen den Nachdruck zu erlangen, letzterer war von Seiten der Niederlande mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtiget. Was ſie in dieſem Augenblicke beſprechen? Vielleicht grübeln ſie den Urſachen nach, warum die Herren von Gentz und Humboldt trotz des ſchönſten Wetters noch niemals auf der Baſtei, dieſem Orte der diplomatiſchen Rendezvous geſehen worden ſind; vielleicht auch kritiſiren die beiden Germanen einen unliebſamen Vorfall, der eben in allen Salons von ſich reden machte und deſſen Hauptakteur Freiherr von Stein war. Der ehrbare Abgeſandte eines kleinen herzoglichen Hofes, von Geſtalt klein und unanſehnlich, der aber zu Hauſe von Bedeutung war, und

gar große Schritte an ſeinem Hofe machte, hatte das Unglück, zu dem gähen, heftigen Miniſter, der in der oberen Bräunerſtraße im Wetzlarſchen Hauſe wohnte, eingelaſſen zu werden, als dieſer eben allein ſein wollte.

Stein hört ſich kaum von einem ihm Unbekannten demüthig angeſprochen, ſo ſpringt er auch ſchon auf, faßt ihn, ohne ein Wort zu reden, am Genick, dreht ihm mit einem Ruck gegen die Thüre und ſchleudert ihn hinaus.

Dies Alles geſchah ſchnell wie der Blitz. Der Beleidigte forderte Genugthuung, und die Unterhandlungen, die ſich in dieſem Momente noch in der Schwebe befanden, wurden ſehr lebhaft geführt; der ſpäter erfolgte Ausgleich lieferte das Reſultat, daß der jähzornige Diplomat ſich zu einer Abbitte bequemen mußte.

Dort ſchreitet ein Paar, Herr und Dame, ſteif und gemeſſen einher. Man ſollte meinen, ſie kämen eben von irgend einem Maskenballe, ſo fantaſtiſch ſind ſie aufgeputzt. Wer ſich die Hoffart perſonifizirt denkt, der hat die fabelhaft geſchmückte Dame, wie ſie leibt und lebt. An Größe überragt ſie den Gemal an ihrer Seite, deſſen hagere Figur mit kurzen mageren Beinen und langem Oberleib mit der eckig-hohen Stirne, jedes perſönlichen Reizes entbehrt. Sein Antlitz, lang und langweilig, vermögen ſelbſt die beweglichen Augen nicht zu beleben; die beiden Herrlichkeiten ſpazieren ſtolz einher, er ſeine Sorgen hinter einem gleichgiltigen Geſpräch verbergend, ſie voll Hochmuth und Anmaßung. Es ſind Lord und Ladi Caſtlereagh.

Seine Herrlichkeit liebte es, viel zu ſprechen, vielleicht um wie Talleyrand es gehalten haben wollte, hinter den

Worten ſeine Gedanken zu verbergen, vielleicht auch, weil er das Bedürfniß fühlte, in ſeiner Rede den Abgang der Qualität durch die Quantität zu erſetzen. Die engliſchen Pfunde verliehen ihm auf dem Kongreſſe Gewicht. Bei einer ſtürmiſchen Kongreßverhandlung fragte Lord Caſtlereagh einen Gegner: „Wollen Sie den Krieg“? — „Vielleicht, mein Herr!“ lautete die Antwort. — Darauf erwiederte der engliſche Miniſter kalt: „Ich wußte noch nicht, daß man gewohnt iſt, ihn ohne engliſche Guineen zu führen!“ dies war ſeine kürzeſte und ſchlagendſte Replik.

Wer hätte in dieſem Momente zu denken gewagt, daß Lord Caſtlereagh einige Jahre ſpäter die Tage ſeines Lebens mit einem Auftritte ſchließen werde, der das Schauſpiel in ein Trauerſpiel umwandelte und den Staatsminiſter zum Selbſtmörder herabſinken ließ.

Doch fahren wir in unſerer Muſterung fort.

Sieh da, ein netter Mann mit einem Spitzbärtchen und einem überaus klugen Geſichte, ſeine Züge laſſen den orientaliſchen Urſprung nicht verkennen, die Naſe, die Lippenbildung, der Schnitt des Mundes, Alles verräth den Juden. Es iſt der wackere Jakob Baruch, den die Frankfurter Judenſchaft nach Wien ſandte, um für das gute Recht ihrer Glaubensgenoſſen beim Kongreſſe zu wirken.

Dieſer Jakob Baruch hatte aber daheim ein Söhnlein, welches ſich damals noch in der Frankfurter Judengaſſe herumtrieb, jedoch bald darauf aus der Dunkelheit des Ghetto hervortrat, um ſeinem Namen eine gar

mächtige Geltung zu verſchaffen, wir meinen — Ludwig Börne!

Von der Seite des Kärnthnerthors herüber erblickt man zwei Damen, gefolgt von reich gallonirten Lakaien.

Alles grüßt ehrerbietig und huldigt dem hohen Stande und der Schönheit. Es ſind die beiden Großfürſtinnen Katharina und Maria, die geliebten Schweſtern des Kaiſers Alexander; erſtere verwitwete Herzogin von Weimar.

Hoheit, Frauenhuld und Liebenswürdigkeit vereinigten ſich in den reizenden Prinzeſſinnen, die Neuigkeitskrämer auf den Graben lispelten ſich damals zu, der König von Preußen werde ſich mit der Großherzogin von Oldenburg vermälen; in einigen Salons wollte man wieder wiſſen, die Kaiſerin Marie Louiſe, welche mit dem Könige von Rom in Schönbrunn in tiefſter Zurückgezogenheit lebte, werde nach vorausgegangener Scheidung Königin von Preußen werden; von dem Allen traf jedoch nichts ein, die verwitwete Großherzogin wurde Königin von Würtemberg.

Dort ſchlendert wohlgemuth ein junger Mann daher, ſeine Toilette zeigt die äußerſte Eleganz, ſein Aeußeres iſt einnehmend, jede ſeiner Bewegungen iſt edel.

Er mag dreißig Jahre zählen, iſt groß, ſchön gebaut, durch ein intereſſantes brünettes Geſicht, ſchwarze Augen und gleichfarbige Haare ausgezeichnet, die Oberlippe bedeckte ein zierliches Schnurbärtchen, deſſen Schwärze und Glanz die Weiße der feinen Zähne nur noch glänzender erſcheinen ließ.

Dieſer junge Mann brachte weder eine hervorragende Stellung, noch einen berühmten Namen nach Wien, er gehörte dem Anſcheine nach zu jener Fremdenmaſſe, die ſich nur als Zuſchauer des großen Schauſpieles eingefunden hatte, und er fehlte daher auch nirgends, wo die Schauluſt befriedigt werden konnte.

Wir wiſſen nicht, ob ihm alle die Berühmtheiten, die ihm am heutigen Tage auf der Baſtei begegneten, bekannt waren, denn er ſchenkte ihnen wenig Aufmerkſamkeit und beſchäftigte ſich mehr mit den Vorſtädten, in deren Anblick er ſich zeitweilig vertiefte, als gelte es, von hier aus den Zug der einzelnen Straßen zu ſtudieren.

Wer ihn aufmerkſam beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß ſein Blick ſehr oft in der Richtung nach Schönbrunn hinſchweifte, daß ſein dunkles Auge dabei lebhafter ſtrahlte und ein Zug von Wehmuth und Sehnſucht auf ſeinem Antlitze lagerten. Plötzlich rafft er ſich auf, es war, als hätte er ſich bei einer Handlung ertappt, bei der er belauſcht zu werden fürchtete. Er blickt mißtrauiſch um ſich und ſetzt — da er ſich unbemerkt findet — ſeinen Gang fort.

Drei Damen, die mit einander plaudern, kommen ihm zunächſt entgegen, er ſieht ſie an, flüchtig, ſo wie man es in Gallerien zu thun pflegt, wo die Kunſt ihre Schätze aufgehäuft hat und man nicht Friſt gewinnt, jedem Meiſterſtücke die nothwendige Zeit zu widmen, um alle ſeine Schönheiten und Vorzüge herauszufinden.

Aber wie es uns trotzdem oft bei einer ſolchen Gelegenheit zu ergehen pflegt, daß ein einzelnes Bild uns oft mit einem Male zum Stehen zwingt, indem es durch

die Allmacht des Zaubers, der ihm innewohnt, hinreißt und blendet, so haftete auch hier das Auge des jungen Mannes auf einer der Damen unabwendbar und konnte sich von ihr nicht mehr loswinden.

Er nahm eine Stellung, daß die Frauen nahe an ihm vorüber mußten, sein Herz schlug unruhiger. Warum? Er kannte sie doch nicht, sie war ihm fremd, wie er ihr, und doch ließ sich seine Unruhe nicht bestreiten.

Jetzt näherten sich die Damen und war es Zufall oder wirkte die magnetische Kraft seines Auges, jene Dame, welche seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregte, blickte auch ihn an, und täuschte er sich oder war es Wirklichkeit, auch ihr Blick blieb etwas mehr als flüchtig auf ihm ruhen, ja, er glaubte sogar zu bemerken, daß sie, an ihm schon vorübergegangen, dem reizenden Köpfchen eine kaum wahrnehmbare Wendung gab, um ihn noch einige Momente betrachten zu können.

Er blieb wie eingewurzelt stehen, seine Unruhe war im Wachsen, er wäre der Dame gerne gefolgt und wagte es nicht.

Die Furcht, den Vorwurf der Zudringlichkeit auf sich zu laden, hielt ihn zurück, und doch, wenn er sie jetzt aus dem Auge verlor, wer weiß, ob der Zufall ihn wieder ihr entgegen führte? Wozu sollte er sich entschließen?

Im Kampfe mit sich selbst, schwankte er, die Entfernung zwischen ihm und den Frauen wurde immer größer, es galt einen Entschluß zu fassen, da bemerkte er einen alten Herrn, der im Begegnen die Frauen so freund-

ſchaftlich grüßte, daß man vorausſetzten mußte, ſie ſeien ihm nicht unbekannt.

Zu dieſem nahm der junge Mann ſeine Zuflucht, entſchuldigte ſich und erbat ſich von ihm eine Auskunft über den Stand und den Namen der Damen.

Der alte Herr blickte ihn forſchend an, da man jedoch zur Kongreßzeit nicht eben beſtimmen konnte, ob man nicht in dieſem oder jenem Unbekannten einen Prinzen, Herzog oder ſonſt eine Perſon von Diſtinktion vor ſich habe, ſo antwortete er:

„Die Dame in der Mitte nennt ſich Theodora Aſav, ſie iſt die Witwe eines reichen Griechen, dem Hauſe Eskeles empfohlen und wohnt in der Jägerzeile gegenüber dem Roſenbergſchen Palais.“

Der junge Mann dankte für den gefälligen Beſcheid und beeilte ſich, die Daten flüchtig in ſein Portefeuille einzuzeichnen.

Damit kaum zu Stande gekommen, fühlte er ſich am Arme ergriffen.

„Charmant, daß ich Sie treffe, lieber Marquis,“ rief ein bartloſer, allerliebſter blonder Junge, mit feinen Manieren, „ich habe Ihnen etwas Interreſſantes mitzutheilen.“

„Sie machen mich neugierig, Graf, ſind Neuigkeiten aus Paris angekommen?“

„Wer wird jetzt an Paris denken, wo Paris in Wien iſt?“

„Oder iſt Herrn von Talleyrand etwas Menſchliches begegnet?“

„Pſt! nur keine Blasphemie, über meinen Chef, Sie werden es noch erleben, er wird Frankreich auf dem Kongreſſe viel nützen.“

„Den Bourbons ſollten Sie ſagen.“

„Einerlei!“

„Um Vergebung, lieber Graf, Frankreich und die Bourbons ſind nicht einerlei.

„Ums Himmelswillen, nur keine Politik, ich komme eben aus dem Joche.“

„Wie,“ unterbrach ihn der Marquis, „Sie kommen aus dem Bureau? So viel ich mich entſinne, befindet ſich unſer Bothſchaftshotel in der Johannesgaſſe, Sie aber kamen nicht von der Seite des Kärnthnerthores ſondern von jener des Schottenthores hieher.“

„Ei ſeht doch, wie gut Sie orientirt ſind! Ich will Ihnen das Räthſel löſen, lieber Marquis! Ich komme von der Mölkerbaſtei, wo ich einen Beſuch abzuſtatten gedachte, jedoch Niemand zu Hauſe fand.“

„Wahrſcheinlich bei einer Dame.“

„Fehlgeſchoſſen, Achille, meine Viſite galt dem Prinzen von Ligne. Sie müſſen nämlich wiſſen, wir ſind, ich möchte beinahe behaupten, verwandt miteinander, der Marſchall ſoll einſt der Anbeter meiner Großmutter geweſen ſein.“

Nach dieſer mit franzöſiſcher Frivolität hingeworfenen Aeußerung lachte der Graf, ordnete ſeine Cravatte und fuhr fort:

„Mein Gang war alſo umſonſt, ich mochte die Rückkehr des Prinzen aus Schönbrunn nicht abwarten.“

„Aus Schönbrunn, ſagen Sie?“

„Natürlich, der Marſchall iſt, wie er ſagt, in Schönbrunn faſt ein Graf Segur.“

„Alſo eine Art Ceremonienmeiſter“.

„Vielleicht auch ein wenig Erzieher.“

„Was Sie da ſagen, rief der Marquis überraſcht.“

Ein aufmerkſamerer Beobachter als der junge Graf war, würde leicht den Eindruck bemerkt haben, den dieſe Mittheilung auf ſeinen Freund hervorbrachte.

Graf Marſan jedoch, dies war der Name des Kavaliers, entſann ſich in dieſem Momente ſeiner urſprünglichen Abſicht, und ſagte, dem Geſpräch plötzlich eine andere Wendung gebend:

„Wir verlieren uns in Nebendinge und vergeſſen die Hauptſache, wiſſen Sie, was ich Ihnen vorhin mittheilen wollte?“

„Nicht ganz, lieber Graf!“ entgegnete der Andere zerſtreut.

„Leſen Sie dieſe Annonce,“ ſagte Marſan und überreichte ihm ein Blatt.

Nach einer Pauſe ſprach er: „Nun was meinen Sie?“

„Mein Gott, lautete die Antwort, wer wird die Anzeigen ſolcher Kneipen berückſichtigen?“

„Ich, lieber Freund!“

„Sie, Graf, das iſt nicht möglich!“

„Warum denn nicht?“

„Ich gehe incognito dahin und Sie begleiten mich.“

„Es fällt mir nicht ein!“

„Aber ich bitte Sie, leſen Sie doch die Annonce aufmerkſam, ſie lautet:“

„Erſte muſikaliſche Produktion der ſechzehnjährigen, wunderhübſchen deutſch-böhmiſchen Zwillinge Joſef und Joſefine Feilhart beim Landwehrmann im Prater. Küche, Getränke, beſonders das Plutzerbier, iſt vorzüglich. Ein hoher Adel, das k. k. und verbündete Militär und das verehrungswürdigſte Publikum werden unterthänigſt eingeladen. Johann Sinzinger, ehemaliger Landwehrmann, jetzt Gaſtgeber.“ In dieſer Ankündigung iſt ein einziges Wort, welches Sie nicht überſehen dürfen: „Wunderhübſch“, merken Sie wohl, „wunderhübſche deutſch-böhmiſche Zwillinge.“ das iſt eine Rarität. Ich habe ſchon zahlreiche Liaiſons gehabt. Griſetten, Penſionärinnen, junge Witwen, Couliſſen-Damen, Loretten u. ſ. w., aber ein deutſch-böhmiſches Zwillingskind und noch dazu ein wunderhübſches, das fehlt noch in meinem Verzeichniſſe, darum ſagen Sie zu, wir gehen miteinander, es ſoll ein prächtiger Abend werden.“

„Aber, lieber Graf, bedenken Sie doch“

„Es iſt bedacht und beſchloſſen.“

Der Marquis beſann ſich, faßte einen Entſchluß und erwiederte: „Wohlan, ich will Ihnen die Konzeſſion machen.“

„Bravo, bravo.“

„Halt Graf, nur nicht voreilig, vernehmen Sie auch meine Bedingung.“

„Laſſen Sie hören.“

„Ich begleite Sie zum Landwehrmann in den Prater und Sie führen mich bei Gelegenheit beim Prinzen von Ligne ein.“

„Angenommen, eingeſchlagen! rief der junge Graf, ohne ſich nur in etwas zu bedenken, und fuhr dann eben ſo raſch fort: Wann und wo treffen wir uns?“

„Ich überlaſſe Ihnen die Wahl.“

Wohlan, ich hole Sie um ſechs Uhr in Ihrer Wohnung ab.“

„Hier meine Adreſſe.“

Graf Marſan nahm die Karte und hüpfte froh und heiter davon. Auf der Rückſeite der Karte ſtand: Donauſtraße am ſcharfen Eck, Haus-Nummer 10 in der Nähe der Bäder der Diana,“ auf der Vorderſeite zeigte ſie den Namen: „Marquis Achille Montferon“.— . . .

Als die Zwillinge in Hollabrunn nach den Namen jenes Fremden forſchten, der das Zimmer Nummer Zwei vor ihnen inne hatte und in deſſen Papieren ſie jenen Brief fanden, erhielten ſie die Auskunft, der Fremde nenne ſich:

Achille Montferon.

Sechſtes Kapitel.

Die erſte Produktion.

Herr Johann Sinzinger, obwohl von der Heiſerkeit, die ihm ſein patriotiſcher Eifer zuzog, noch nicht hergeſtellt, hatte ſich doch beeilt, ſeinen Plan mit den Geſchwiſtern zu verwirklichen. Wir kennen bereits ſeine Ankündigung und haben nur noch hinzuzufügen, daß er für deren Vorbereitung große Sorge trug. Der Erfolg bewies, daß er ſich in ſeiner Vorausſetzung nicht getäuſcht hatte.

Die „wunderhübſchen deutſch-böhmiſchen Zwillinge“ lockten zahlreiche Gäſte herbei und der „Landwehrmann“ erfreute ſich eines Zuſpruches wie ſchon ſeit lange nicht.

Das Wirthshaus war in allen ſeinen Räumen gefüllt; Studenten, Kommis, alte und junge Verehrer von ſchönen Mädchen, beſchäftigungsloſe Vergnügungsſüchtige, allein oder in Geſellſchaft ihrer keineswegs veſtaliſchen „Flammen,“ hatten ſich eingefunden. Es war, wie man zu ſagen pflegt, ein ſehr gemiſchtes Publikum. Alles war geſpannt auf die deutſch-böhmiſchen Zwillinge; allein der ehemalige Landwehriſt, der die Macht des erſten Eindruckes nur zu gut kannte, hielt ſie auf dem Boden in Reſerve. Sie ſollten erſt ſichtbar werden, wenn ſich das Blut und mit ihm die Stimmung der Gäſte erwärmt haben würde. Dann, ſo hatte es der „Schankherr“ ausgeklügelt, dann ſollten ſie gravitätiſch die Treppe herab-

kommen, und nachdem er ſie eingeführt, ihr Spiel beginnen.

Es iſt begreiflich, daß die Ungeduldigſten der Gäſte, die von dieſem Ceremoniell und der geheimen Abſicht des Gaſtgebers keine Ahnung hatten, gar oft laut wurden und in den Ruf ausbrachen: „Na, was iſt's denn mit den Zwillingen? Wann wird endlich angefangen?“ Das fruchtete jedoch wenig; Herr Sinzinger, deſſen „zweite Hälfte“ heute am Schänktiſche ſtand, beſorgte, von einem Kellner unterſtützt, die Bedienung, flog umher und kreiſchte heiſer wie ein Rabe im Sommer: Geduld, meine Herrſchaften, die Zwillinge werden pünktlich erſcheinen.

„Sind ſie vielleicht noch gar nicht geboren?“ rief ein Gaſt.

„Oder müſſen ſie erſt angeſtrichen werden, damit ſie ſich ähnlich ſehen?“ fragte ein Anderer.

Herr Sinzinger ſchüttelte die ſchlechten Witze ab wie ein Krokodill ein paar Flintenkugeln, dachte: Ihr redet mir lang gut, ich thu' doch, was mir beliebt! und flog zwei neuen Gäſten entgegen, die er in eine Ecke verwies und Platz zu nehmen bat.

Die eben Angekommenen, Graf Marſan und Marquis Montferon, ließen ſich nieder.

Wer die jungen Leute nicht kannte, hätte weder ihren Stand noch ihre Notabilität errathen. Sie trugen enge graue Beinkleider, Stiefel, die bis über die Waden reichten und an denen vorne ſchwarze Troddeln hinabhingen. Ihre Fracks von lichtblauem Tuche mit blanken Knöpfen zeigten kurze Leiber und lange Schöße, dazu tru-

gen ſie großgeblümte Weſten und engliſche Hüte. Der ganze Anzug, damals von den Wiener Straßen-Dandy's ſehr beliebt, hat ſich auf der Bühne, wenn auch etwas karrikirt, als Staberlanzug bis auf unſere Zeit erhalten.

Graf Marſan überflog mit dem Auge die Schänkſtube und flüſterte dann ſeinem Gefährten zu: Keine Spur von den Zwillingen, am Ende befinden wir uns in einer unrechten Boutique?

Oder ſind myſtifizirt, bemerkte der Marquis lächelnd. Wir wollen uns gleich Gewißheit verſchaffen.

„He, Herr Wirth!“

„Schaffen, Euer Gnaden?“

„Iſt hier der Landwehrmann?“

„Ich war Anno Neun Landwehrmann und nach mir heißt mein Gaſthaus.“

„Sie kündigten ja eine Produktion von Zwillingen an?“

„Wird ſtattfinden, Euer Gnaden; ehe fünf Minuten vergehen, ſoll's anfangen. Befehlen noch einen Plutzer, Kaiſerfleiſch, Roſtbraten?“

„Bringen Sie, was Ihnen beliebt.“

Herr Sinzinger flog wie ein Pfeil davon, aber ein anderer Gaſt ſtürzte ihm entgegen und ſchrie: Zum Teufel hinein, es iſt ſchon halb acht, jetzt wollen wir die Zwillinge oder —

„Ja, ja, die Zwillinge!“ riefen unzählige Stimmen.

„Der Landwehriſt, unfähig dem Drange ferner zu widerſtehen, machte, einen Sturm befürchtend, eine ge-

während Pantomime und kreiſchte: Ich bitte um Ruhe, ich hole die Zwillinge!

Allgemeines Schweigen.

Aller Augen kehren ſich der Thüre zu, durch welche der Schrankherr verſchwand.

Nach einer kurzen Pauſe kommt er zurück, Joſef und Joſefine folgen ihm, er die Flöte, ſie die Harfe in der Hand.

In der Stube iſt's todtenſtill, man konnte eine Fliege ſummen hören. Der Gang der Geſchwiſter war ſchüchtern, ihr Aeußeres verrieth Furcht, ſie hatten die Ausbrüche der Ungeduldigen gehört und fürchteten nun die erhitzten Richter.

Herr Sinzinger führte ſie auf den beſtimmten Platz, wo zwei Stühle zu ihrer Bequemlichkeit bereit ſtanden und entfernte ſich dann mit einer Pantomime, welche den Geſchwiſtern und den Gäſten galt und ausdrücken ſollte: Ich habe das Meinige gethan, jetzt thut Ihr das Enrige!

Die armen Kinder zitterten am ganzen Leibe.

Sie hatten ihre Sonntagskleider angezogen, einfach und ſchlicht, wie ſie junge Leute in den deutſch-böhmiſchen Dörfern tragen. Er — Jacke, Hoſe, Weſte, Käppchen, Alles grellfarbig; ſie — Faltenrock, Mieder, Buſentuch, die Deſſains großblumig, dazu lichtblaue Strümpfe, Schuhe mit Abſätzen und auf dem Kopfe ein bebändertes Häubchen. In Beiden waren Anmuth, Jugend und Unſchuld vereint. Kaum, daß ſie erſchienen, durchlief ein Murmeln des Wohlgefallens die Stube. Ihre Schön-

heit, die Macht ihrer Unſchuld und ihre frappante Aehnlichkeit waren die Urſache.

Was Graf Marſan in dieſem Momente ſeinem Nachbar zuflüſterte, mochten alle Anweſenden denken, ohne es jedoch auszuſprechen.

„Sie iſt ein Engel!“ lautete das Urtheil des jungen Kavaliers.

Jetzt begann das Spiel.

Das Aeußere der Zwillinge hatte ſeine Schuldigkeit gethan, nun war die Reihe an ihrer Künſtlerſchaft. Sie begannen Variationen über ein Thema aus der Zauberflöte zu ſpielen.

Die Gäſte horchten anfangs, wurden betroffen, ſtaunten und brachen endlich in einen Beifall aus, ſo ſtürmiſch, wie ihn nur die Brede oder in der letzteren Kongreßzeit die Schröder im Burgtheater, die Milder am Kärnthnerthore und Ignaz Schuſter in der Leopoldſtadt zu ernten pflegten.

Graf Marſan horchte wie die Uebrigen, war entzückt wie ſie und verſchlang die jungfräuliche Spielerin mit lüſternen Blicken, die nur deshalb nicht auffielen, weil ſie nicht die einzigen in der Stube waren. Die Piece war zu Ende, und der Sturm brach los.

Die Zudringlichſten der jungen Gäſte, welche die reizende „Harfeniſtin“ für eine leichte Beute hielten, ſtürzten auf ſie los, um ſie durch Schmeicheleien einzunehmen, Einige von ihnen machten ſogar Miene, ſich Freiheiten zu erlauben, indem ſie roh nach den Händen des ſchönen Mädchens tappten, woran ſie jedoch durch ihre

Rivalen, welche ſie im Eifer des Zuvorkommens bei Seite ſtießen, zum Glücke verhindert wurden. Wir ſagen zum Glücke, denn Joſefine hätte vielleicht in dieſem Momente der Betäubung und des Entzückens weder die Faſſung noch die Kraft gehabt, ſie in Schranken zu halten.

Graf Marſan verließ ſeinen Sitz nicht, ſondern neigte ſich zu ſeinem Gefährten und liſpelte:

„Marquis, das Mädchen iſt ein Schatz und ich werde dieſen Schatz heben. Sehen Sie nur dieſe Wiener an, wie ſie ſich um die Harfnerin drängen, Alle auf einmal machen ihr den Hof, parbleu! das iſt zu einfältig. Dergleichen zarte Dingerchen ſind ſchämig oder thun wenigſtens ſo, die muß man anſprechen, wenn ſie allein ſind, da entfaltet man ſeine Liebenswürdigkeit und ſeine Börſe, und man ſiegt. Merken Sie wohl, was ich Ihnen ſage, ehe drei Tage vergehen, bin ich der glückliche Liebhaber der Deutſchböhmin.“

Montſeron hörte dem Grafen mechaniſch zu, während ſeine Gedanken anderswo weilten.

Die Zwillinge und ihr Spiel hatten für ihn kein Intereſſe, er war der Einzige, der theilnahmslos blieb. Der Graf war zu ſehr von der ſchönen Harfnerin in Anſpruch genommen, um auf die Zerſtreutheit ſeines Begleiters zu achten, auch wurde gleich darauf die Produktion fortgeſetzt und der Beifall ſteigerte ſich wo möglich noch mehr.

Bald kam der Moment, wo die Geſchwiſter den Lohn für ihre Mühe ernten ſollten. Joſefine die Augen zu Boden geſenkt machte mit dem Teller die Runde; der

Landwehrmann hatte die Geſchwiſter ſchon früher darauf aufmerkſam gemacht, daß ſie ihren Vortheil ja nicht bei Seite ſetzen mögen, daher das „Einſammeln“ durch das Mädchen geſchehen müſſe. Herr Sinzinger war ein erfahrener Mann, er kannte die männliche Freigiebigkeit gegenüber der weiblichen Schönheit, es regnete Silber und Papier. Joſefine war faſt verlegen, ob dieſer enormen Splendidität.

Man muß aber auch nicht vergeſſen, daß zur Kongreßzeit die Cirkulation des Geldes eine enorme Höhe erreichte. Die Geſchäfte florirten, es gab keinen Arbeiter — wir ſprechen nicht blos von Meiſtern — der nicht ſein Päckchen Einlösſcheine bei ſich trug. Wer achtete auf Silbermünze? Sie war viel zu ſchwer und zu voluminös, um ſie zu reſpektiren, Gold und Papier waren die Lieblinge. „Wie gewonnen, ſo zerronnen!“ ſagt ein altes Sprichwort; „Leben und leben laſſen, lautet ein Anderes. Daher ging es in Wien auch überall flott zu; manchem ſtädtiſchen Kaufherrn von heute wäſſerte der Mund, wenn er vernähme, was damals, wenn es gerade flott herging, der ſimpelſte Schuſter „ſpringen“ ließ.

Fürwahr, es begann ganz den Anſchein zu gewinnen, als ſollte es an dieſem Abende beim Landwehrmanne im Prater auch fidel hergehen. Joſefinens Teller füllte ſich auf eine erſchreckende Weiſe, die Scheine häuften ſich und das reizende Mädchen glaubte einen Schatz zu ſehen. Sie, die bisher nur Kreuzer und Groſchen erhalten, fand ſich heute zum erſten Male mit Silber und Papier beſchenkt.

Die Runde der Ueberglücklichen war faſt vollendet, nur Ein Tiſch blieb noch übrig, der ſeinen Tribut zahlen ſollte, der, an welchem Marſan und Montferon ſaßen.

Dieſem Tiſche näherte ſich jetzt das Mädchen.

Der Marquis legte ſeinen Beitrag gleichmüthig auf den Teller, der Graf jedoch nahm eine Fünfziggulden-Note, bedeckte mit ihr die Spitze des Geldhaufens und flüſterte Joſefinen zu:

„Sie ſind ein Engel, ich werde ſo frei ſein, Sie aufzuſuchen.“

Die Jungfrau erröthete und ſenkte das Auge zu Boden.

Der Graf hatte wohl die Abſicht, durch ſeine Anſprache und die Größe ſeiner Spende die Aufmerkſamkeit der Harfnerin auf ſich zu ziehen, erreicht, allein er bedachte nicht, daß er, was auch wirklich eintrat, folgerichtig auch die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf ſich ziehen und ſein Inkognito gefährden würde. Aller Augen wendeteten ſich daher den jungen Männern zu, und der Marquis, das unangenehme Aufſehen noch rechtzeitig wahrnehmend, wartete den Beginn der nächſten Piece ab, um dem Grafen die Nothwendigkeit ihrer Entfernung begreiflich zu machen.

Marſan gab nicht ohne Widerſtreben nach und die Verkappten verließen unbeachtet die Schenkſtube.

Die Produktion der Zwillinge nahm ihren ungeſtörten Fortgang und endete erſt nach Mitternacht zur größten Zufriedenheit des Schankherrn, der Gäſte —

und der jugendlichen Künſtler, werden unſere Leſer hinzufügen. Wir können Letzteres leider nicht beſtätigen, die Geſchwiſter waren nichts weniger als zufrieden.

Am folgenden Vormittage ſaßen Hr. Sinzinger, ſeine Gattin, in der ganzen Nachbarſchaft die „Stabs-Rosl" genannt, und die Geſchwiſter beim Frühſtück.

Bevor wir die Szene verfolgen, müſſen wir erwähnen, daß der Spitzname der Landwehrwirthin keineswegs als eine ehrenrührige Bezeichnung galt.

Frau Rosl war als Gattin des Herrn Sinzinger „Anno Neun" mit ihm ins Feld gezogen, und befand ſich dort immer unter ſeiner Aufſicht. Sie ſtand damals in der Mitte der Zwanzig, hatte einen mobilen Branntweinſchank etablirt und beſorgte für die Offiziere im Bataillon, den Major mit eingeſchloſſen, die Wäſche. Dieſer ihrer ausgedehnten Thätigkeit verdankte ſie den Namen Stabs-Rosl.

Das ganze Bataillon, bei dem Herr Sinzinger diente, hätte einen Eid darauf abgelegt, daß Frau Rosl mit ihrem zweirädrigen Karren nie abſeitige Wege fuhr, daß Frau Rosl wohl die Wäſche des Stabes wuſch, aber dieſe Wäſche nie ſelbſt abholte und auch nicht ſelbſt zurücktrug; daß die Gattin des Herrn Sinzinger den Herren Offizieren ſtets mit Ehrerbietung, aber ſonſt auf keine Weiſe entgegen kam.

Wir unſerſeits nehmen die Gewährleiſtung mit Freuden an und widerlegen damit nachbarliche Behauptungen, welche von einem mißtrauiſchen Kopfſchütteln begleitet, Madame Sinzinger mit einem ſchmählichen Verdachte be-

laſteten, dem zufolge ſie mit einem der zehn Gebote und einer der ſieben Todſünden gar gewaltig in Kolliſion gerathen wäre. Da überdies die gute Frau ſeit dem neuner Jahre täglich dicker und fetter wurde, da ihr ſogar der Kometenwein von Anno Eilf gut angeſchlagen und ſich keine Spur von einem böſen Gewiſſen gezeigt hat, ſo zerfällt jener Verdacht vollkommen in Nichts, und die Stabs-Rosl ſteht oder ſitzt vielmehr in vollkommener Glorie vor uns, dick, mit einem Doppelkinn, rothen glänzenden Wangen, großen funkelnden Augen, ein paar mächtigen Ohrgehängen, einer ſiebenfach umwundenen Schnur von Kropfperlen und die fetten Hände behäbig gekreuzt.

Wie bereits erwähnt, befand ſich die Geſellſchaft beim Frühſtück.

Herr Sinzinger war ausnehmend freundlich und geſprächig.

„Nun, meine lieben Kinder, ſagte er eben, wir haben die Sache klug angeſtellt, ihr habt geſtern eine tüchtige Einnahme gemacht?“

„Es fehlt nicht viel an zweihundert Gulden,“ antwortete Joſef kalt.

„Sapperment, das iſt viel! bemerkte Frau Sinzinger, ihr könnt zufrieden ſein.“

„Und doch ſind wir's nicht, liebe Madame!“ entgegnete Joſefine.

Die Landwehr-Eheleute wurden ſtutzig.

„Was, rief Herr Sinzinger faſt ärgerlich, ihr nehmt an einem Abende an zweihundert Gulden ein und ſeid noch nicht zufrieden?“

„Vom Gelde, lieber Herr, iſt auch nicht die Rede.“

„Wovon denn? Das Geld iſt doch die Hauptſache.“

„O nein, mein Herr, es gibt ein Ding, das bei uns höher ſteht als das Geld.“

„Und was iſt dies für ein Ding?“

„Die Ehre.“

„Zum Teufel hinein, rief der Landwehriſt, wer thut euch denn was an euerer Ehre?“

„Ich will nicht hoffen, unterbrach die Stabs-Rosl ihren Gatten, daß mein Mann etwas geſagt oder gethan hat.“ ...

„Herr Sinzinger, Sie ſind ein Ehrenmann, ſagte der junge Menſch zu dieſem gewendet, wir verdanken Ihnen viel und bedauern es herzlich, in Ihrem Gaſthauſe nicht mehr ſpielen zu können.“

„Aber warum denn nicht, liebe Kinder, wer hat euch denn etwas zu Leide gethan?“

„Ihre Gäſte ſind zu zudringlich und zu unanſtändig.“

Das Landwehrpaar brach nun einſtimmig in ein lautes Gelächter aus und Herr Johann rief:

„Meine Gäſte — als ob ich andere Gäſte hätte, als jeder ſonſtige Wirth im Prater.“

„Wenn dem ſo iſt, lieber Herr dann werden wir im Prater gar nicht mehr ſpielen.“

„Aber, liebe Kinder, ihr werdet auch in den Vorſtädten kein anderes Publikum finden.“

„Dann werden wir auch in den Vorſtädten nicht ſpielen.“

„Alſo auf die innere Stadt habt ihrs abgeſehen?

Gratulire, da gibt es andere Künſtler als ihr ſeid, da könnt ihr lange ſuchen, bevor ihr einen Platz findet, wie bei mir, wo ihr verſorgt und gut aufgehoben ſeid.“

„Gut aufgehoben? Sie irren, mein Herr, Joſefine hat mirs heute Morgen bitterlich geklagt, was ſie von den Zudringlichen anhören mußte. Man hat uns reich beſchenkt, das iſt wahr, allein wir haben keine Freude an dem Gelde, es iſt weniger der Lohn für unſere Kunſt, als eine Spende für — —

Der junge Menſch vermochte nicht weiter zu ſprechen. —

Aber, liebe Kinder, was liegt denn daran? rief Herr Sinzinger, ihr ſeid brav, das genügt, ob man euch das Geld aus dieſem oder jenem Grunde gibt, das wirft keinen Makel auf euch.

Oh doch, Herr Sinzinger, es gibt Reden, die man nicht anhören kann, ohne zu erröthen, Zudringlichkeiten die ein ſittſames Mädchen empören müſſen.

Die jungen Leute haben Recht, ſagte jetzt die Gaſtwirthin, die Schwengel glauben, weil ſie eine Harfeniſtin vor ſich haben, ſich frech und ungezogen benehmen zu dürfen, und bedenken nicht, daß es ein ſechzehnjähriges Kind iſt. —

Was iſt alſo da zu thun? fragte Herr Johann ſeine Gattin, und eine Pantomime machte ihr begreiflich, daß man eine ſolche Zugkraft, wie die Geſchwiſter, nicht leichtſinnig aufgeben könne.

Sollen wir bei Ihnen ferner ſpielen? ſagte Joſef ſo

müſſen Sie ſich verpflichten, meine Schweſter vor den Rohheiten der Menge zu ſchützen.

Mit größtem Vergnügen, rief der Schankherr aber ſagt mir nur: wie? Wie ſchützt man, ſprach er in einer poetiſchen Anwandlung, eine Blume damit die Wespe ihr nicht naht? Ich kann den Gäſten das Reden nicht verwehren, thät ich es, ſo bellt kein Hund um den Landwehrmann, oder ſoll ich ein Gitter um euch ziehen? Was nützte es? man wird die Hände durch's Gitter ſtecken und ihr würdet vielleicht noch ärgere Dinge zu hören bekommen als ſonſt; ich frage alſo noch einmal: wie ſoll ich euch ſchützen?

Während dieſer Deliberation war Frau Sinzinger ſtumm dageſeſſen und dachte emſig nach.

Ihr Auge war unverwandt auf die Zwillinge gerichtet und, wenn wir nicht fürchteten der ehrſamen Dame zu mißfallen, ſo würden wir ſagen: „Sie brütete!“

Nach einer geraumen Pauſe kehrte ſie ſich zu den Geſchwiſtern und ſagte: Kinder, verlaßt uns nicht; ihr ſeid jung und unerfahren, wohin ihr euch wenden mögt, ihr ſeid überal denſelben Unannehmlichkeiten ausgeſetzt, wie bei uns, ich aber will über euch wachen, und übernehme es, Joſefine vor den Zudringlichkeiten der jungen Leute zu ſchützen, ſie ſoll ganz verſchont bleiben.

Wie Madame, rief Joſef auf's Höchſte erfreut: Sie wollten . . . Sie wären im Stande, dies zu bewirken?

„Hör' mal, Roſa, ſagte ihr Gatte, Du mach'ſt mich ſtolz. —

„Nur ruhig, Kinder, ſpart euere Bewunderung, bis

ich euch meine Idee mitgetheilt habe, ich bin überzeugt, ihr werdet ſie gut heißen." —

„Laſſen ſie hören, liebe Madame."

„Heraus damit, Gattin, denn Du haſt meine Neugierde auf's Aeußerſte geſpannt.

Die Stabs-Rosl ſchüttelte aber den Kopf und erwiederte:

„Davon ein anderes Mal, für jetzt ſage ich nichts, als: Mann beſorge einen geſchloſſenen Wagen, die Kinder müſſen fort aus dem Prater."

„Aber wohin denn?"

Beſorge den Wagen, rechts um, marſch! —

Herr Sinzinger gehorchte.

Joſef und Joſefine ſahen den Anordnungen der Wirthin ſchweigend entgegen.

Siebentes Kapitel.

Der Kaiſer von China.

An einem der erſten Oktobertage, ungefähr um die neunte Morgenſtunde ſchritt über den Joſefsplatz, gegen die Auguſtinerkirche zu, ein Herr von großer, ritterlicher Geſtalt, voll Würde und Kraft. Sein Antlitz, den Mann nahe den Vierzig kennzeichnend, verrieth eine edle Offenheit.

Man hätte dieſem Herrn den Preis der männlichen

Schönheit zuerkennen müſſen, wenn nicht ſeine etwas kleine Naſe, ſein faſt mädchenhaft gerötheter Teint und das dünne, gekräuſelte Haar mit dem muskulöſen Bau des Körpers kontraſtirt hätte, was die Harmonie des Ganzen, wenn auch nicht zu ſehr ſtörte.

Was aber vor Allem an dieſer Erſcheinung beſtach, war die Elaſtizität des Körpers, die Grazie der Bewegung, die Lieblichkeit im Benehmen, welche alle ſonſtigen Mängel, und wären ſie zehnfach vorhanden geweſen, vergeſſen machten.

Sein ganzes Aeußere hatte etwas Imponirendes, doch nicht ohne eine mildernde Beimiſchung von Güte und Sanftmuth.

Man erkannte augenblicklich den ſlaviſchen Typus in ſeiner idealſten Ausbildung.

Dieſer Herr war, wie er ſich ſelbſt am treffendſten charakteriſirte, „nur ein glücklicher Zufall in ſeinem Lande.“

Sein Anzug war der eines ſchlichten Bürgers.

Während des Gehens neigte er den Kopf unmerklich auf die Seite, vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht um beſſer zu hören, denn er war ein wenig ſchwerhörig, vielleicht auch dachte er dabei an Alexander den Großen, dem man dieſelbe Haltung nacherzählt.

Als dieſer Herr auf dem Lobkowitzplatz anlangte, bemerkte er einen jungen ruſſiſchen Marine-Offizier, der noch ganz reiſemäßig gekleidet war, und dem man es abmerkte, daß er fremd ſei, und eben erſt den Wagen verlaſſen habe.

Der ſtattliche Herr, das unſichere Umherblicken des Offiziers wahrnehmend, redete ihn franzöſiſch an und ſagte: Wenn ich mich nicht täuſche, mein Herr, ſo ſcheinen Sie etwas zu ſuchen?

Der junge Seemann erwiederte freundlich: Errathen, mein Herr, ich ſuche die kaiſerliche Burg.

„Ei ſo, die Burg? Was führt Sie dahin?“

„Ich bin ſo eben angekommen und habe dem Kaiſer von Rußland eine Depeſche zu überreichen.“

Der Herr in dem einfachen Oberrock lächelte und ſagte: „Sie beeilen ſich umſonſt, denn in dieſem Momente werden Sie den Kaiſer von Rußland nicht in der Burg treffen.“

„Das thut mir leid, ich brenne vor Begierde, mich des Auftrages zu entledigen, um dann einige Freunde zu beſuchen.“

„Wie, Sie kommen erſt in Wien an und haben hier ſchon Verbindungen.“

„Es ſind Bekannte von früher her, Graf Marſan und Marquis Montferon; ich lernte ſie in Odeſſa, kennen ſie begleiteten damals den Herzog von Richelieu, unter deſſen Befehle ich diente.“

„Sind Sie ſchon lange bei der Marine?“

„Ich diene von Jugend auf zur See, mein Großvater war auch Seeoffizier.“

„Wie nennen Sie ſich, wenn es zu fragen erlaubt iſt?“

„Arthur Waſili.“

„Blos Waſili?“

„O nein, nebenbei noch Graf.“

„Wie alt ſind Sie?“

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Waren Sie nie in Petersburg?“

„Nie.“

„Aber den Kaiſer Alexander haben Sie doch ſchon geſehen?“

„Ich bin noch nicht ſo glücklich geweſen. Du lieber Gott, wir armen Offiziere von der Marine ſind nicht ſo begünſtigt wie die Landtruppen.“

„Sie ſcheinen unzufrieden mit Ihrer Stellung?“

„Das eben nicht.“

„Oder mit Ihrer Carriere?“

„Nun aufrichtig geſprochen, wenn's etwas ſchneller ginge, würde es nicht ſchaden. Bei uns hat noch Niemand vom gähen Aufſteigen den Schwindel bekommen.“

Der Herr lachte und ſagte dann: „Wiſſen Sie was, mein Herr, ich will Ihnen Gelegenheit verſchaffen, ſich alſogleich Ihres Auftrages zu entledigen, übergeben Sie Ihre Depeſchen mir.“

„Ihnen, mein Herr?“

„Ja, mir; ich bin Kaiſer Alexander.“

Der Monarch hatte die letzten Worte kaum geſprochen, ſo brach Waſili in ein anhaltendes Lachen aus. Die Behauptung, daß dieſer Herr im ſchlichten Rock der mächtige Czar ſei, dünkte ihm unglaublich.

„Ein allerliebſter Scherz, rief er, Sie wären alſo der Kaiſer Alexander?“

„Allerdings bin ich der Kaiſer von Rußland.“

Der junge Offizier ſah den einfachen Herrn ſchel-

miſch an und rief mit muthwilliger Jovialität: „Hören Sie, mein Herr, wenn Sie der Kaiſer von Rußland ſind, dann bin ich der Kaiſer von China.“

Alexander, für den die Scene an Intereſſe zunahm, antwortete launig: „Hm! warum ſollten Sie nicht der Kaiſer von China ſein?“

„So denke auch ich, ich bin's mit demſelben Rechte, wie Sie Kaiſer von Rußland.“

„Der wie vielte Ihres Namens ſind Sie auf dem chineſiſchen Throne?“

„Der Erſte, ganz natürlich, der Erſte. Und Sie, mein Herr?“

„Ich bin ebenfalls der Erſte! antwortete Alexander lächelnd.“

„Bravo, rief der luſtige Seeoffizier, gerade ſo wie ich.“

„Das wie vielte Jahr Ihrer Regierung zählen Sie bereits?“ fragte jetzt Alexander weiter.

Der muthwillige Marineur rief: „Der chineſiſche Satan — ich weiß nicht, wie man das böſe Prinzip im Reiche der Mitte nennt — ſoll mich holen, wenn ich das weiß, unſere Zeitrechnung kommt mir ganz chineſiſch vor, aber ſobald ich nach Hauſe komme, werde ich einen Mandarin fragen und es Ihnen dann ſogleich ſchreiben.“

Alexander lachte abermals und ging immer mehr in den Scherz ein.

„Wann gedenken Sie von hier abzureiſen?“

„Das hängt vom Kaiſer ab.“

„Alſo von mir?“

„Ach ſo, ich bitte um Vergebung, ich hätte bald vergeſſen, daß Sie der Kaiſer von Rußland ſind.“

„Und Sie der Kaiſer von China.“

Beide lachten.

Man war in einem engen Gäßchen an der Baſtei angelangt. Plötzlich wendete ſich Alexander zu Waſili und fragte: „Sprechen Sie deutſch?“

„Nein, ich ſpreche blos ruſſiſch, franzöſiſch, türkiſch und natürlich als Kaiſer von China auch chineſiſch.“

Alexander eilte dem Offizier voraus, einem einſamen Herrn zu, der ihnen eben entgegen kam.

Dieſer Herr, eine imponirende edle Geſtalt, über die Vierzig hinaus, ein Mann mit ernſter Miene, trug ebenfalls eine ſchlichte bürgerliche Kleidung.

Kaiſer Alexander begrüßte den Herrn, ſprach einige Worte in deutſcher Sprache mit ihm, und begab ſich dann wieder zu dem Marineoffizier.

„Mein Herr,“ begann er, „Sie haben Grund, ſich ein Glückskind zu nennen.“

„Wie ſo, mein Herr?“

„Sie haben in mir den Kaiſer von Rußland kennen gelernt.“

„Ich werde es nie vergeſſen,“ rief Waſili lachend.

Alexander, ohne ſich irre machen zu laſſen, fuhr fort: „Ich will Ihnen nun die Gelegenheit verſchaffen, auch den König von Preußen kennen zu lernen.“

Der junge Offizier rief:

„Vortrefflich, das wird immer beſſer, meiner Treu, das Amüſement fängt an köſtlich zu werden.“

Man näherte ſich dem Könige von Preußen, denn er war es in der That, den der Czar mit in den Scherz hinein gezogen.

Alexander machte eine ceremoniöſe Pantomime und ſagte: „Sire, dieſer Herr iſt ein Offizier meiner Flotte, den ich Eurer Majeſtät vorzuſtellen die Ehre habe.“

Friedrich Wilhelm nickte freundlich.

Waſili vermochte kaum mehr zu lachen.

„Alſo Sie mein Herr,“ rief er, „ſind der König von Preußen? Natürlich, wenn dieſer Herr Kaiſer von Rußland iſt, wenn ich Kaiſer von China bin, dann müſſen Sie ja der König von Preußen ſein. Drei Souveräne! Hören Sie, meine Herren, das iſt wirklich ein hiſtoriſcher Moment.“

„Sie wollen alſo nicht glauben, daß ich der König von Preußen bin?“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo will ich mit Inbrunſt den Gedanken feſthalten, warum ſollte man ſeinem Nebenmenſchen nicht ſo ein unſchuldiges Vergnügen gönnen? In Preußen gibt es alſo Einen Gott und nach Gott kommen Sie? Bon, ich will mir's merken, es iſt gerade ſo, wie auf unſerer Fregatte! „Auf meinem Schiffe,“ ruft unſer Kapitän mehr als zehnmal des Tages, „kommt zuerſt der liebe Gott, dann komme ich, der Kommandant, dann kommt eine Weile nichts, dann erſt kommt der Czar.“

„Der bin natürlich ich,“ bemerkte Alexander.

„Natürlich, der ſind Sie,“ antwortete Waſeli mit

einem Tone feiner Ironie. Dann wendete er ſich an den Dritten und fragte, den Ton forthaltend:

„Apropos, da Sie der König von Preußen ſind, ſo ſagen Sie mir, was macht Ihr Berlin? Wie geht es in Preußen zu?“

„Danke, vortrefflich, man iſt mit meiner Regierung ſehr zufrieden.“

„Gratuliere, freut mich; gerade ſo wie bei mir, meine Chineſen ſind entzückt, wenn ſie mich ſehen. Ihr Vorgänger, der große Friedrich, war ein Held,“ und ſich zu Alexander wendend, ſprach er: Und Ihr Ahnherr, Peter I., reformatoriſchen Angedenkens, war auch ein großer Mann! Führwahr, ich bedauere, keine ſolchen Größen unter meinen Ahnen zu zählen. Doch halt, ich will nicht ungerecht ſein, mein Großvater war ebenfalls ein Held, wer weiß, ob Friedrich und Peter gethan hätten, was er that.“

„Nun, was that denn Ihr Großvater?“ fragten die beiden Souveräne.

„Er hat ſich in dem Treffen bei Czesme mit ſeinem Fahrzeuge in die Luft geſprengt, nur um ſich nicht den Türken zu ergeben.“

Die launige Offenheit und ſchlichte Geradheit des Seeoffiziers beſtachen, und verſöhnten mit dem Uebermuth, an dem ſeine Rede nur zu oft ſtreifte. Die Monarchen fühlten ſich nicht nur nicht verletzt, ſondern unterhielten ſich köſtlich.

Plötzlich blieb Waſili ſtehen.

„Meine Herren!“ begann er mit oratoriſcher Wich-

tigkeit, „ich, der Kaiſer von China, Beherrſcher des himmliſchen Reiches, thue hiermit zu Kund und zu Wiſſen, daß ich vor kaum einer Stunde, von einer weiten Reiſe kommend, den Wagen verlaſſen habe, daß ich heute noch nicht geſpeiſt, folglich mich noch im Zuſtande vollkommenſter Nüchternheit befinde. Da ich nun dort in Kartätſchen-Schußweite ein Segel erblicke, welches ein Gaſthaus ſignaliſirt, ſo ſchlage ich vor, ein Dejeneur einzunehmen und lade meine Herren Mitſouveräne freundnachbarlich dazu ein.“

Alexander und Friedrich Wilhelm verneigten ſich und ſagten: „Die Einladung iſt angenommen.“

Man ging in das Weinhaus; zum Glücke war es noch wenig beſucht, die Monarchen konnten alſo ihr Inkognito durchführen.

Man begab ſich ins Extrazimmer, Waſili ließ Erfriſchungen auftragen und griff auch wacker zu.

„Meine Herren, laſſen Sie ſichs munden, greifen Sie zu, ohne Gêne, der Kaiſer von Rußland zahlt Alles.“

„Der bin ich,“ bemerkte wieder Alexander lächelnd.

„Halt, um Vergebung, ich vergaß, daß ich als Kaiſer von China meine Mitſouveräne zu Tiſche geladen habe, folglich zahle ich.“

„Preußen iſt nicht gewohnt, ſich beſchämen zu laſſen,“ bemerkte Friedrich Wilhelm, „daher übernehme ich die Zeche.“

„Darf nicht ſein, mein Herr,“ rief der junge Offizier, um jedoch dem edlen Wettſtreite ein Ende zu machen, mache ich den Vorſchlag, eine Allianz zu ſchließen.“

„Eine Allianz, ha ha ha!“

„Ja, wir ſchließen eine Allianz meine Herren, und beſtimmen wie folgt: Artikel I. Heute zahle ich, der Kaiſer von China, die Zeche. Artikel II. Morgen laden Sie uns ein, Majeſtät von Rußland. Artikel III. Uebermorgen ſpeiſen wir bei Ihnen, dem Könige von Preußen.“

„Alle drei Artikel ſind angenommen!“

„Bravo, das nenne ich Gemeinſinn!“

„Sire!“ wendete ſich der Czar zu dem Könige, „ich fürchte die Einigung am Kongreſſe wird nicht ſo leicht von Statten gehen, wie hier.

„Ganz natürlich, rief der Seeoffizier dazwiſchen, „hier ſind wir nur drei Souveräne, dort aber ſind ihrer mehrere, und darunter ganz kleine Souveränchen, die oft eigenſinniger, folglich auch ſchwerer zu befriedigen ſind, wie die großen. Wir drei ſind Großmächte; drei Großmächte, das iſt keine Kleinigkeit. Heben wir die Gläſer meine Herren, und rufen wir: Alle Großmächte ſollen leben!“

„Sie ſollen leben!

„Vor Allem Alexander I. Kaiſer von Rußland.“

„Der bin ich.“

„Ich bitte Sie, mein Herr,“ rief Waſili ernſt, „laſſen Sie einen Moment lang die Wahrheit gelten, das heißt, laſſen Sie die angenommene Kaiſerrolle fallen und trinken Sie, wenn Sie mein Freund bleiben wollen, die Geſundheit meines Kaiſers.“

„Es ſei. Kaiſer Alexander ſoll leben!“

„Bravo, rief der Marineur, jetzt geſtatte ich Ihnen

wieder, ſich für den Kaiſer von Rußland auszugeben.“

„Ihr Wohlſein, mein Bruder!“ wendete ſich der König an den Czar.

„Bei Gott, rief jetzt Alexander, zur gebührenden Feierlichkeit eines ſolchen Toaſts fehlt nichts als eine Artillerieſalve aus den Batterien unſerer Hauptſtädte.“

„Sonſt nichts als dies? jubelte der Seemann, Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden.“

Bei dieſen Worten zog er eine Piſtole und fing an ſie zu laden.

„Mein Herr, was wollen Sie beginnen?“

„Sie ſollen die Salve zu dem Toaſt haben; die Kanone iſt freilich von ſehr kleinem Kaliber, aber man muß ſich zu begnügen wiſſen.“

„Aber mein Herr, Sie werden doch die Piſtole nicht abfeuern?“

„Warum nicht?“

„Eine ſolche Demonſtration mitten in der Stadt!“

„Was liegt daran?“

„Sie werden einen Auflauf verurſachen.“

„Mit einem Piſtolenſchuß?“

„Die Polizei wird Sie feſtnehmen.“

„Und ſpäter wieder loslaſſen.“

„Kurz und gut, Sie werden nicht ſchießen, ich will es nicht!“

„Ich auch nicht!“ ſetzte Friedrich Wilhelm hinzu.

„Auch recht, ſagte der junge Mann nachgebend und ſteckte die Piſtole wieder ein; wir haben früher eine Al-

lianz geſchloſſen, Stimmenmehrheit entſcheidet, ich füge mich daher Ihrem Begehren.“

„Ich denke, wir heben die Tafel auf,“ ſagte der Preußenkönig.

„Ich bin derſelben Meinung, mein Bruder!“ ſagte zuſtimmend Alexander.

„In Gottes Namen, es ſei, rief der Kaiſer von China, obwohl ich hinzuſetzen muß, daß ich noch keineswegs geſättiget bin. He Aufwärter, zahlen.“

Der Kellner kam, die beiden Souveräne blieben lächelnd ſtehen und ſahen zu wie der Offizier ihre Zeche berichtigte. Dann verließen ſie die Schenke.

„Meine Herren, begann nun der Offizier wieder, amüſirt habe ich mich, gegeſſen und getrunken habe ich auch, nun iſt es Zeit, an den Dienſt zu denken.“

„Ah, Ihre Depeſche.“

„Die ich dem Kaiſer von Rußland übergeben ſoll.“

„Das heißt mir.“

„Machen wir dem Scherz ein Ende, ich muß jetzt ernſtlich in die Burg, möchten Sie nicht die Güte haben, mich dahin zu begleiten und mir den Weg zu zeigen?“

„Mit Vergnügen, mein Herr, kommen Sie, wir nehmen einen Wagen.“

Man ſtieg in einen Fiaker, der die Weiſung bekam, mitten auf dem Burgplatze zu halten.

„Wer ſollte es glauben, ſcherzte der Seemann, daß drei ſo mächtige Reiche, wie China, Rußland und Preußen, in Einem Wagen Platz fänden?“

„Im Nothfalle hätte auch noch ein viertes Platz!“ ſagte Friedrich Wilhelm.

„Nur Würtemberg nicht,“ lachte Alexander.

Der Wagen hielt, man ſtieg aus.

„Sind wir zur Stelle?“ fragte Waſili.

„Ja, mein Herr, das iſt die Burg.“

Auf dem Burgplatze, wohin nach vier Seiten die Wohnungen der Potentaten ſich befanden, waren vor den vier Fronten eben ſo viel Hauptwachen, jede eine Kompagnie ſtark, unter der Fahne. Die Angekommenen wurden kaum bemerkt, ſo rief auch ſchon der Hauptpoſten vor dem Amalienhofe, wo Kaiſer Alexander im zweiten Stocke wohnte, in's Gewehr und faſt zugleich mit ihm die drei andern Poſten.

„Ah, rief Waſili, es naht ein General.“

Die Poſten rufen ein zweites Mal.

„Oh, es kommt wohl ein Prinz.“

Aber ſiehe da die Poſten riefen zum dritten Male.

Fürwahr, meinte Waſili und ſah eifrig nach allen Thoren, es gilt einem Kaiſer oder Könige, jetzt heißt es ſich in Poſitur ſetzen.

Die Wachen präſentirten, die Trommeln wirbelten, der junge Offizier ſpähte nach allen Seiten, aber er ſah weder einen Kaiſer noch König.

Jetzt möchte ich wiſſen wem der dreimalige Ruf gegolten hat? ſagte er, ſich zu ſeinen Gefährten wendend.

Vielleicht Ihnen, dem Kaiſer von China? ſprach Alexander.

Wasili begann zu stutzen, die Sache kam ihm denn doch nicht mehr komisch vor.

In diesem Momente erblickte er einen russischen General, der herbeieilte; es war der Herzog von Richelieu, unter dessen Befehlen er in Odessa gedient hatte und der bei Alexander in großem Ansehen stand, daher er auch später durch dessen Einfluß am Hofe Ludwig XVIII. zu Würden gelangte.

Der Herzog verbeugte sich ehrerbietig vor den Herren in schlichten Gewändern und redete Alexander mit „Ew. Majestät" an.

Nun erblaßte Wasili und gerieth in eine unbeschreibliche Verwirrung. Er erkannte, freilich etwas zu spät, daß er der Gegenstand einer kaiserlichen Mystifikation gewesen sei.

Aber der Kaiser blickte ihn wohlwollend an und sagte in liebreichem Tone: Nun, Ew. chinesische Majestät, beliebt es Ihnen jetzt, mir die Depesche zu übergeben?

Der junge Offizier überreichte sie mit zitternder Hand dem Monarchen und stammelte: „Ew. Majestät, Gnade, ich bin schuldig und beuge mein Haupt!"

„Schon gut, mein Herr, vergessen Sie die Allianz nicht, die wir gestiftet haben; wie lautet der zweite Artikel?"

„Majestät!"

„Ich will wissen, wie der zweite Artikel lautet?"

Wasili stotterte: „Artikel II., morgen laden Sie uns ein, Majestät von Rußland".

„Gut, ich werde den Artikel im Gedächtniſſe behalten. Kommen Sie, mein Bruder!“

Der Czar und der König von Preußen entfernten ſich und ließen den Kaiſer von China zurück.

Der Offizier hatte ſich noch nicht von ſeiner Beſtürzung erholt, ſo erſchien ſchon ein Diener und überbrachte ihm für morgen eine Einladung zum kaiſerlichen Diner. Der Kaiſer von China ſchlug ſie natürlich nicht aus.

„Meiner Treu,“ murmelte er, „eine ſolche Allianz hätte ich mir heute Morgens nicht einmal träumen laſſen.“ Das kaiſerliche Amüſement ſcheint gute Früchte zu tragen, und ich glaube, ich werde es nicht nöthig haben, wie mein ſeliger Großvater, meinen Lohn mit Hülfe einer Pulvertonne im Himmel aufzuſuchen. Jetzt aber fort, jetzt will ich meine Freunde Marſan und Montferon aufſuchen, was auch mit mir geſchehe, die Tage in Wien ſollen flott verlebt werden. Es lebe die Allianz!

Der Kaiſer von China verlor ſich in der Menge.

Achtes Kapitel.

Alte Bekannte.

Der ungeheuere Fremdenzufluß in Wien hatte, wie es auch kommen mußte, die Wohnungen außerordentlich vertheuert. Um nur ein Beispiel anzuführen, erwähnen wir, daß Lord Castelreagh für seine fast beschränkte Wohnung im Hause zum „Auge Gottes" genannt, einen monatlichen Miethzins von fünfhundert Pfund bezahlte.

Erwägt man nun, daß der Kongreß nahe an sechs Monaten in der österreichischen Residenz tagte, so wird man leicht berechnen können, daß in manchem Hause der Miethzins während dieser Zeit so viel betrug, als der ursprüngliche Kaufpreis des ganzen Gebäudes.

Abgesehen von dieser Theuerung herrschte auch noch Mangel an Wohnungen.

Viele Familien mußten sich entweder zusammenpferchen, oder Nomaden gleich leben.

Als zu Ende Oktober die berühmte Rahel von Berlin in Wien ankam, war für sie keine passende Wohnung zu finden, bis sie durch die Freundlichkeit der Gräfin Dietrichstein Unterkunft im Savoischen Damenstifte erhielt, dessen Vorsteherin die letztgenannte Dame war.

Bei einem solchen Mangel mußte sich derjenige glücklich schätzen, der früh genug eine Wohnung bestellt hatte und gleich im ersten Momente seines Eintreffens auf eine bequeme Unterkunft zählen konnte. Zu diesen Glücklichen gehörte auch jener Herr, den wir am 24. September mit-

ten durch das Gewoge mit Extrapoſt in der Jägerzeile anlangen und in das Roſenberg'ſche Palais fahren ſahen.

Seit dieſer Zeit herrſchte in dieſem Hotel eine geräuſchvolle Lebendigkeit, welche überall anzutreffen iſt, wo ein reicher, vornehmer und eleganter Mann ſeinen Wohnſitz aufſchlägt.

Ein ſtattlicher Portier am Hausthore, Livreediener in den Gängen und Vorzimmern, Jäger, Laufer und Kammerdiener harrten der Befehle des Gebieters.

Dem glanzvollen Aeußern entſprach auch die Pracht im Innern.

Die ganze Wohnung war mit großem Luxus und einer Eleganz ausgeſtattet, die dem Geſchmacke des Bewohners alle Ehre machte.

Feine, franzöſiſche Tapeten bekleideten die Wände, ſpiegelglatte Parquetten den Boden, der überdies in einigen Gemächern mit prachtvollen Teppichen bedeckt war.

Die Deſſains dieſer Decken wieſen meiſt Jagdſcenen.

Die Möbel theils von Mahagoni, theils von Roſenholz, wären nach unſerem Geſchmacke von Schwerfälligkeit und Ueberladung nicht frei zu ſprechen geweſen, damals jedoch war dieſe mit Schnörkeleien aufgeputzte Solidität modern, folglich ſchön.

Die Sofa's und Kiſſen von Atlas waren theils dunkelgrün, theils ſchwefelgelb, theils blaßroſa, je nachdem die Farbe der Tapeten es erheiſchte, um einen Kontraſt und mit dieſem Effekt zu erzielen.

Die Vorhänge, welche die Fenſter bedeckten, oder die Thüren verhüllten, oder die großen goldverzierten Luſter

vom reinſten Kriſtall überzogen, waren vom echt indiſchen Mouſſelin und anmuthig drappirt. Dort wo es nöthig war, wurden ſie von ſchwer vergoldeten Spangen oder ſeidenen Trobdeln zuſammen gehalten.

Im Arbeitszimmer an einem Schreibepulte ſitzt Herr Raily, der Gebieter in dieſen Räumen.

In dieſem Momente hatte die Spielnhr im Nebengemache eben die zehnte Stunde geſchlagen und ihre Weiſe herabgeorgelt. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß damals in Wien eine außerordentliche Vorliebe für Spieluhren zu graſſiren begann.

Raily hatte noch nicht ſeine Vormittags-Toilette gemacht, ſondern ſaß mit einem blauen Schlafrock von geblumten Damaſt und rothen, türkiſchen Pantoffeln gekleidet, wozu er ein goldgeſticktes chineſiſches Käppchen trug, welches Negligee ihm einige Aehnlichkeit mit einem Mandarin des himmliſchen Reiches verlieh, vor ſeinem Schreibtiſche.

Er hatte den „Oeſterreichiſchen Beobachter“ und die „Wiener Zeitung“ vor ſich und las mit großer Aufmerkſamkeit nicht etwa die politiſchen ohnedies ſparſam vorkommenden Artikel dieſer Organe, ſondern das von Tag zu Tag fortgeſetzte Regiſter der angekommenen Kongreß-Celebritäten, bei denen die Wohnungen, welche ſie bezogen, angegeben waren.

Hie und da machte er bei einem der Namen ein rothes Kreuzchen, ja, einzelne derſelben zeichnete er in ſein Portefeuille.

Bei dieſem Geſchäfte wurde er durch das Eintreten ſeines Kammerdieners unterbrochen.

„Gnädiger Herr!“

„Was gibt es denn in aller Frühe?“

„Ich ſoll einen Fremden melden.“

„Ich bin noch nicht angekleidet.“

„Er nennt ſich Herr John Bretton.

„Kann warten, rief Herr Raily etwas unwirſch, doch verbeſſerte er ſich augenblicklich und ſagte:

„Laß ihn eintreten!“

Wenige Augenblicke ſpäter trat der Genannte ein.

Doch das war äußerlich nicht mehr derſelbe Mann, der vor kaum zehn Tagen in Hollabrunn vor dem Gaſthauſe im Lichtkreiſe einer großen Laterne trotz der Vornehmheit ſeiner Manieren eine keineswegs gentlemanſche Hülle wies.

Der Anzug, welcher damals Spuren von Liederlichkeit zur Schau trug, war verſchwunden, heute war der Mann völlig ſalonfähig.

Schwarzer Frack und ſchwarzes Beinkleid vom feinſten Tuch, ſeidene Strümpfe und glänzende Schuhe, Gilet und Cravatte von weißem Atlas, ein feiner ſchwarzer Hut, Handſchuhe und goldene Uhrkette, nichts fehlte.

Rechnet man dazu die leichten, feinen Manieren des Mannes, ferner ein geordnetes, wenig gepudertes Haar, und einen ſorgfältig gekräuſelten Bart, dem man wahrhaftig die frühere ſtruppige Zerzauſung nicht anſieht, ſo hat man an John Bretton nichts auszuſetzen, als höchſtens, die noch etwas aufgedunſenen Wangen und die

rothgeränderten Augen, welche Spuren der Vergangenheit leider nicht vertilgt, nicht verwechſelt und nicht bedeckt werden konnten.

Herr John ſchritt über die Parquetten, ſtreckte Herrn Raily die Hand entgegen und rief vertraulich:

„Guten Tag, mein Freund!“

„Guten Morgen, Du biſt zeitlich auf den Beinen.“

„Um einen Freund wieder zu ſehen, kann man nicht früh genug aufſtehen. Du wirſt doch nicht zürnen, daß ich Dich erſt heute beſuche? Ich war von ſo vielen häuslichen Angelegenheiten in Anſpruch genommen.“

„Schon gut, John, wir kennen uns.“

„Wir kennen uns? Was mich betrifft, ja, denn ich bin noch immer der Alte, Du aber ſcheinſt Dich ſehr geändert zu haben?“

„Wie man's nimmt. Mir haſt Du in London, wo wir uns vor Jahren zum letzten Mal ſahen, viel beſſer gefallen.“

„Geſchmackſache. Wo warſt Du ſeitdem?“

„In Frankreich.“

„Ich durchreiſte Schweden, Dänemark und Rußland.“

„Mir ging es miſerabel.“

„Mir vortrefflich.“

„Du biſt Millionär.“

„Und Du ein armer Teufel.“

„Arm? Wahr; aber deßwegen noch immer der alte John Bretton, der für einen Collegen Alles thut, ſogar ſein Leben nicht ſchont. Du haſt Beweiſe, daß ich nicht prahle.“

„Du biſt ein Hitzkopf, ein Wagehals.“

„Und Du eine kalte, berechnende Seele.“

„Das will ſagen?“

„Das wir zu einander paſſen, daher auch zu einander halten ſollten. Das ſcheint jedoch nicht Deine Abſicht zu ſein. Dein Empfang war eiſig, meinſt Du mit einigen Pfunden Deine Schuld an mich abgetragen zu haben? Jener Wälſche, den Du zum Hahnrei machteſt, würde Dich erdolcht und wie eine Fledermaus an das Thor ſeines Palaſtes zum abſchreckenden Beiſpiele genagelt haben, wenn ich nicht geweſen wäre und Dir das Leben gerettet hätte. Ein zweites Mal —“

„Schon gut,“ unterbrach Raily den Sprecher, „wozu dieſe Reminiscenzen, benöthigeſt Du Geld?“

„Danke, mein Lieber, ich habe noch nicht Alles ausgegeben. Was ich wünſche iſt, erſtens: ein freundlicher Empfang, zweitens: freier Zutritt zu Dir, der mir als Deinem Freunde gebührt. Beliebt es Dir nicht, mein Freund zu ſein, ſo überlaſſe ich Dich Deinem Schickſale und Deinen Feinden, zu welchen Du dann auch natürlich mich zählen kannſt.“

Die offene Drohung war Herrn Raily keineswegs gleichgiltig.

Er mochte ſeinen Mann kennen und wiſſen, was er von ihm zu fürchten hatte?

Er zwang ſich daher zu einem Lächeln und entgegnete mit dem Tone erwachender Freundlichkeit:

„So war's nicht gemeint, mein Lieber; ſo weit ſoll es zwiſchen uns nicht kommen. Ich bin nicht undankbar

und beſitze ein zu treues Gedächtniß, um Dienſte zu vergeſſen, wie Du ſie mir geleiſtet haſt. Wir bleiben daher die Alten, nur bitte ich Dich, wohl zu erwägen, daß wir uns auf dem Kongreſſe befinden, wo die Crême der europäiſchen Geſellſchaft verſammelt iſt, und wo auch ich ein Haus führe, welches ſelbſt in der Mitte dieſes Reichthums und Aufwandes nicht unbeachtet bleiben wird."

„Sei außer Sorge, ich werde Dir keine Unehre machen. John Bretton iſt, wenn er es ſein will, ein Gentlemann."

„Wir verſtehen uns alſo?"

„Vollkommen. Nur eine Frage: In welcher Beziehung kann ich Dir nützlich ſein?"

„Vor der Hand danke ich Dir für Deine Bereitwilligkeit, ich bin noch zu iſolirt und ſuche erſt neue Verbindungen anzuknüpfen, alte Bekanntſchaften aufzuſuchen. Du wirſt mich ohnedies oft beſuchen, ich werde daher, ſobald ſich etwas ergibt, Deine Dienſte in Anſpruch nehmen."

„Gut, ich verlaſſe Dich. Leb' wohl."

Maſter John, im Begriffe gehen, wurde von ſeinem Freunde aufgehalten.

„Noch eins, ſagte dieſer, ich will Dich noch mit einem Auftrage beſchweren."

„Ich bin bereit."

„Im Hauſe gegenüber wohnt eine junge Griechin, die ſich Theodora Aſav nennt."

„Theodora Aſav, wiederholte John, gleichſam um dieſen Namen ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen."

„Sie iſt Witwe, ich kenne ſie. Ich wünſchte zu erfahren, ob Theodora noch frei iſt, oder ob ihr Herz ſich bereits Jemand auserkoren hat, und wenn Letzteres der Fall, will ich wiſſen, wer der Mann ihrer Liebe iſt?“

„Ich werde mich bemühen, Deine Wünſche zu erfüllen. Doch erlaube mir einige Fragen.“

„Nun?“

„Du kennſt jene Dame.“

„Du haſt es bereits vernommen.“

„Sie iſt Dir vielleicht nicht ganz gleichgiltig.“

„Vielleicht.“

„John ſchüttelte den Kopf.“

„Freund, ich will nicht hoffen, daß Du in Deinem Alter tolle Streiche machen wirſt?“

In meinem Alter?“

„Du ſtehſt in der Mitte der Vierzig.“

„Was liegt daran?“

„Sehr viel. Leute, wie wir, ſollen ſich nicht verlieben.“

„Warum?“

„Weil ſie dumme Streiche machen.“

„Und wenn ſie es dennoch thun?“

„Du erſchreckſt mich!“

„Beruhige Dich, Theodora wird mein werden, ohne daß mein Geiſt oder meine Ruhe darunter leiden. Ich rechne jedoch auf Deine Unterſtützung. Leb' wohl.“

John Bretton grüßte freundlich und entfernte ſich.

Neuntes Kapitel.

Auf dem Graben.

Zur Zeit des Kongresses war der Graben einer der belebtesten Plätze der Residenz. Einheimische und Fremde promenirten hier zu jeder Tagesstunde. Man ging aus, Neuigkeiten zu hören und begnügte sich in deren Ermanglung mit Bonmots, Pikanterien und Anekdoten, die in solcher Fülle cirkulirten, daß es Spottsüchtigen nie an Stoff fehlte.

Man lebte damals in Wien wenig in seiner Wohnung, sondern war fast immer auf der Straße oder wohnte einem Spectakel bei.

Militärische Paraden, Redouten groß und klein, diplomatische und nicht diplomatische Feste, Soireen der haute finance, Bälle der Gesandten, Kunstgenüsse der verschiedensten Art folgten einander so rasch, daß man, wie die Wiener sagten, „aus den Festgewändern gar nicht heraus kam.“

Es gab Tausende von Freunden und Bekannten, die sich nie in der Wohnung besuchten, sondern nur immer auf dem Graben zusammenkamen. Dort machte und empfing man Visiten, und blieb Einer aus, so hieß es gleich:

„Man sah ihn heute nicht auf dem Graben, der Arme muß schwer erkrankt sein!“

Wenn dies schon bei den Heimischen der Fall war,

um wie viel mehr erſt bei den Fremden, die in ihren Wohnungen ohnedies nicht heimiſch waren. So promenirten auch täglich auf dem Graben Graf Marſan und Marquis Montferon.

Der Kaiſer von China, Graf Arthur Waſili, brauchte ſeine Bekannten nicht erſt in ihren Wohnungen aufzuſuchen, er kam zufällig auf den Graben, fand ſie dort und die Bekanntſchaft wurde erneuert. Man freute ſich des Wiederſehens, man gedachte der früheren Zeit, erzählte ſich die Erlebniſſe und gab ſich für den nächſten Tag wieder ein Rendezvous, natürlich abermals auf dem — Graben.

Marſan und Montferon fanden ſich die erſten auf dem Platze ein.

Der junge Graf war in Verzweiflung.

Bereits zwei Tage oder vielmehr zwei Abende waren verfloſſen, ohne daß die deutſch-böhmiſchen Zwillinge ſich ein zweites Mal produzirt hätten.

Er ließ beim Landwehrmann Erkundigungen einziehen und da hieß es, der Flötenſpieler ſei erkrankt, daher würden die weiteren Produktionen erſt ſpäter ſtattfinden. Der Graf ließ dem Mädchen nachforſchen, es befand ſich jedoch nicht im Prater bei Herrn Sinzinger und dieſer gab vor, von der Wohnung der Geſchwiſter nichts zu wiſſen.

„Freund, rief er Montferon entgegen, was ſagen Sie zu meinem Unglück?“

„Was iſt Ihnen zugeſtoßen?“

„Der Engel muſizirt heute noch nicht.“

„Entſetzlich!“

„Ich bin untröſtlich.“

„Wie haben Sie ſich geſtern während des Konzertes im Staatsſaal unterhalten?“

„Nicht am beſten. Es war eine excentriſche Idee des aufgeſtellten Feſtcomité's, auf hundert Pianofortes auf einmal muſiziren zu laſſen, ich ſage Ihnen, es war kein Konzert, ſondern ein Chaos von Tönen, ein Charivari. Der arme Salieri hat ſich vergebens abgemüht, das Gigantenorcheſter im Zaum zu halten. Es ging Alles durcheinander.“

„Aber was ſoll auch das arme Komité thun? Es iſt aufgeſtellt, für den Kongreß immer neue Vergnügungen zu erfinden und da iſt es kein Wunder, wenn es manchmal auf Barockes verfällt.“

„Da verſpreche ich mir von dem bevorſtehenden Friedensfeſte im Augarten mehr Unterhaltung.“

„Man ſpricht auch noch von einem großen Nationalfeſt im Prater. Nur fort ſo, es fängt an, mir in Wien zu gefallen.“

„Ah, da kommt Waſili.“

Der junge Seemann reichte den Freunden die Hand und rief:

„Da bin ich, aber ſagt mir, was wird in jener Bude feilgeboten?“

„Es iſt eine Lotterie.“

„Hier zu Lande Glückshafen genannt.“

„Ich begreife, ſagte der Seemann, ein Hafen in dem man einläuft, um ſein Geld zurückzulaſſen; ich kenne dergleichen Häfen mehr.

„Wollen wir nicht in's Kaffeehaus treten?“ —

„Thuen wir es, vielleicht hören wir etwas Neues?“

Man begab ſich zu Tarroni.

Das Kaffeehaus war ſtark beſucht, die drei Freunde fanden dort andere Bekannte, an deren Unterhaltung ſie Theil nahmen.“

„Am Zehnten,“ ſo erzählte eben Einer, wird der großbrittaniſche Botſchafter, Lord Stewart, ſeine feierliche Auffahrt beim Fürſten Metternich halten.“

„Wiſſen Sie ſchon, daß Iſabey, der auf den Rath Talleſtrands hieher kam, die Notabilitäten des Kongreßes malt?“

„Der Künſtler will die Diplomaten wenigſtens auf der Leinwand einigen.“

„Als ob jetzt ſchon von Uneinigkeit die Rede wäre, man iſt noch nicht einmal beim Anfange des Anfanges, vor der Hand iſt noch immer von Verſchiebungen die Sprache. Dreimal wurde der Kongreß bereits vertagt.“

„Und da ſoll es tagen!“

Dieſer ſchlechte Witz fand nichts deſto weniger ſeine Lacher, bis ein Herr rief:

„Nur nicht zu laut, meine Herren, damit wir mit dem Herrn von Hager in keine Colluſion kommen, ſonſt erhalten wir eines Morgens ein Billetdour und haben die Ehre am Abend Wien zu verlaſſen.

„Das wäre grauſam; doch von etwas Anderem. Haben Sie den Witz des Königs von Preußen ſchon gehört?“

„Nein, nein, erzählen Sie.“

„Se. Majeſtät dinirten neulich im Hôtel zum römiſchen Kaiſer. Die Tafel war herzlich ſchlecht beſtellt, und der König hob ſie auf indem er ſagte: Beim Kaiſer von Oeſterreich ſpeiſt man doch beſſer.“

„Wiſſen Sie ſchon,“ begann ein Anderer, „was ſich neulich im Prater ereignete.

„Laſſen Sie hören.“

„Die Monarchen waren dort zu Pferde. Kaiſer Franz will abſteigen, iſt aber von ſeinem Stallmeiſter durch einen Volkshaufen getrennt. Kaiſer Alexander bemerkte dies kaum, ſo ſpringt er auch ſchon vom Pferde, und hält unſerem Kaiſer den Steigriemen.“

„Man erzählt von Joſef II. und Friedrich II. etwas Aehnliches.“

„Alexander macht überhaupt viel von ſich ſprechen, Wie edel benimmt er ſich nur gegen Prinz Eugen, dem ehemaligen Vicekönige von Italien. Er hat durch ſeine Bevorzugung dem Adoptivſohne Napoleons am Kongreſſe jenes Anſehen verſchafft, welches ſelbſt deſſen Schwiegervater, der König von Baiern ihm zu verſchaffen zögerte.“

„Man trifft auch den Prinzen ſtets an der Seite des Kaiſers.“

„Sie werden es ſchwer glauben, aber ich ſelbſt ſah neulich den Czar zu Fuße auf die Wieden eilen, um den Prinzen, der dort im ſogenannten Kaiſerhauſe wohnt, zu einem Spaziergange abzuholen.“

Kaiſer Alexander ſoll es ja auch ſein, der eine Verlegenheit des Ceremoniels wegen des Vortrittes unter den Monarchen, die dem Oberceremonienmeiſter Grafen

von Wurmband viele unruhige Stunden verurſachte, dadurch beſeitigte, daß er vorſchlug, was auch einſtimmig angenommen wurde, das Alter allein ſoll überall maßgebend ſein. Seitdem hat auch der ſechzigjährige König von Würtemberg den Vortritt, und Kaiſer Alexander als der Jüngſte der ſechs anweſenden Monarchen iſt der Letzte."

„Man müßte zaudern, wenn man entſcheiden ſollte, wer von beiden Kaiſern eigentlich der Herablaſſendſte iſt, ob Kaiſer Franz oder Alexander?"

„Eine Diſtinktion würde den Ausſchlag geben."

„Welche?"

„Dem Kaiſer von Oeſterreich iſt ſein herablaſſendes Benehmen natürlich, beim Kaiſer von Rußland erkennt man das Beſtreben, ſich populär zu machen."

„Meine Herren," rief Einer, das Geſpräch von dem berührten Thema ablenkend, „wer iſt ſo gefällig, mich zu begleiten?"

„Wohin?"

„Zu Jean de Paris in der Herrngaſſe."

„Wer wird ſo zeitlich eine Delikateſſenhandlung beſuchen?"

„Ich habe Hunger."

„Wiſſen Sie, daß man ſich zumunkelt, Herr Jean rekrutire ſeine Leckerbiſſen von den Ueberreſten der Hoftafeln, die jenſeits des Burgfriedens verſchleppt werden?"

„Das wäre köſtlich, denn da bezahlte Mancher, was er Mittags ſtehen ließ, Abends aufgewärmt mit enormen Preiſen."

„Welch' ſchöne Dame geht da vorüber.“

Dieſer Aufruf genügte und Alles eilte hinaus.“

„Wenn ich mich nicht täuſche. iſt's die Diamanten-Fanni.“

„Warum nicht gar, die Dame iſt viel üppiger.“

„Es iſt die ſchöne Karoline.“

„Ja, ja, ſie iſt es.“

„Parbleu,“ flüſterte der Seeoffizier den Freunden zu, „die ſchöne Karoline ſcheint wirklich ſchön zu ſein, ich werde ihr nachſegeln.“

„Halt, Freundchen, rief Graf Marſan, ſuchen Sie einen anderen Hafen, denn dieſer iſt bereits okkupirt.“

„Dann heißt es freilich die Segel einreffen; danke für die Auskunft. Sie haben mir die Schmach eines Rückzuges erſpart.“

„Jetzt aber Freunde, ſprach Waſili, ſagt mir aufrichtig, habt ihr hier ſchon Liebesabenteuer gehabt?“

„Ich bin hinter einem hübſchen Harfenmädchen her,“ ſagte Graf Marſan.

„Ein Graf und eine Harfnerin, das kommt mir vor, als wenn ein vollkommen ausgerüſteter Dreidecker einer Fiſcherbarke nachſteuerte.“

„Warten Sie, bis Sie den Engel ſehen werden. Auch Fiſcherbarken haben oft köſtlichen Inhalt.“

„Sind Sie auch von der Harfnerin entzückt?“ wendete ſich der Seemann zu Montferon.

„Achille ſchwärmt für eine Griechin.“

„Das laſſe ich gelten.“

Der Marquis hatte die Gewohnheit, fleißig zu beob-

achten und wenig zu ſprechen. Er ließ daher die Freunde gewähren, welche ſich auch beſtrebten, an Geſprächigkeit zu erſetzen, was ihm abging. Als jedoch ihr Geſpräch eine Richtung nahm, die auch ihn berührte, ſuchte er demſelben eine andere Wendung zu geben und ſagte, indem er ſich zu Waſili kehrte:

„Was gedenken Sie heute zu beginnen?“

„Ich habe ein Empfehlungsſchreiben abzugeben, welches mir mein Vater an einen ſeiner ehemaligen Freunde mitgab. Es iſt dies eine Freundſchaft aus dem vorigen Jahrhundert.“

„Ah!“

„Mein Vater ſtand Anno achtundachtzig unter Patemkin bei Oczakow, dort war es, wo er den Prinzen von Ligne kennen lernte.“

„Der Marſchall alſo iſt es —“

„Denn ich jetzt beſuchen werde, um ihm das Schreiben meines Vaters zu übergeben.“

„Graf, ſagte Montferon, ſich zu Marſan wendend, der Augenblick iſt da, ich erinnere Sie an Ihr Verſprechen, mich beim Prinzen einzuführen.“

„Wie, rief Waſili, Sie kennen den Prinzen?“

„Ich bin ſo glücklich, bei ihm ein- und auszugehen,“ erwiederte der junge Graf.

„Dann machen wir uns alle Drei auf den Weg, laſſen uns zugleich melden und nehmen den Marſchall im Sturm ein.“

„Ob wir ihn einnehmen, verſetzte Marſan, wage ich nicht zu behaupten, daß aber er Sie beide einnehmen wird,

wie er mich bereits ganz eingenommen hat, das möchte ich im Vorhinein beſchwören. Er iſt ein liebenswürdiger Greis."

„Ah rief der junge Kavalier, ſich plötzlich unterbrechend, ſeht ihr dort den alten Herrn mit den Epauletten, von dem will ich euch ſchnell, bevor wir uns auf den Weg machen, ein Geſchichtchen erzählen. Jener Herr war in den italieniſchen Feldzügen Brigadier. Ich weiß nicht war's bei St. Bonifacio oder Montebello, aber zwiſchen Vicenza oder Verona war es, da erhielt er den Befehl eine mit Kanonen beſetzte Anhöhe zu erſtürmen. Er encouragirt ſeine Leute, ſetzt ſich in Bewegung, verliert 3000 Mann, erſtürmt aber glücklich die Anhöhe. Zum Unglücke iſt unſer Held jedoch etwas kurzſichtig, er ſucht daher ſich auf dem Hügel zu orientiren und ruft plötzlich: „Kinder, ich habe mich geirrt, das iſt nicht der Hügel, den ich nehmen ſollte, es iſt ein anderer der nützt uns nichts!" D'rauf läßt er kehrtum machen und marſchirt in ſeine frühere Poſition. Kaum iſt er jedoch dort angelangt, ſo beſinnt er ſich abermals eines Anderen und ruft: „Donnerwetter, Kinder, ich habe, mich wieder geirrt, jener Hügel war doch derjenige, den ich nehmen ſollte: wir müſſen wieder hinauf, marſch marſch!" Der wackere Heerführer kam jedoch zu ſpät; der Feind hatte die Anhöhe ſchon wieder beſetzt, der General verlor abermals 1500 Mann und mußte abziehen. In Folge dieſer Kurzſichtigkeit wurde der Kriegsheld auf halben Sold geſetzt, ſchlug ſich ſpäter zur Oppoſition, und iſt nun ein erklärter Anhänger der Bourbons."

„Welch' ein Unterſchied, rief Waſili, bei euch gibt man dieſem Herrn den halben Sold, weil er fünf und vierzig hundert Mann umſonſt geopfert hat, bei uns hätte man ihn degradirt und nach Sibirien geſchickt. Ich frage euch nun, wo iſt man gerechter?„

Graf Marſan zuckte die Achſeln, Montferon aber ſagte: „Laßt das Grübeln und Raiſonniren und treten wir unſern Weg an.“

„Ja, ja, gehen wir zum Prinzen von Ligne.“

Zehntes Kapitel.

Hotel de Ligne.

Viele Bewohner Wiens werden ſich der ſchmalen, hohen, ſpitzgiebeligen Häuſer erinnern, welche noch vor zehn Jahren auf der Mölkerbaſtei ſtanden, bis ſie durch die pallaſtartigen Bauten verdrängt wurden, welche heute ihren Platz einnehmen.

Unter jenen Häuſern befanden ſich wenige Schritte vom Baron Pasqualatiſchen Hauſe entfernt, ein hohes ſchmales Haus. Jedes Stockwerk enthielt nur eine Piece; zwei am Portale vorſpringende Säulen beſtrebten ſich, dem ſehr beſcheidenen Bau ein etwas vornehmes Anſehen zu verſchaffen, worin ſie dadurch, unterſtützt wurden, daß nebenan ein dazu gehöriges Domeſtiken- und Stall-

gebäude lag, welches von der Größe des Haushaltes Zeugniß gab.

Um erkennen zu laſſen, daß jenes Haupt- und dieſes Nebengebäude zuſammen gehören, waren beide gleichfarbig, und zwar roſenroth übertüncht.

Dieſes kleine roſarothe Haus auf der Baſtei war das — Hotel de Ligne.

Als Graf Marſan, Marquis Montferon und Graf Waſili, die wir auf dem Wege hieher wiſſen, unweit von dem Hotel anlangten, bemerkten ſie vor dem Portale eine prachtvolle Equipage, in welche eben zwei Damen ſtiegen.

„Was ſind das für reizende Frauen?“ rief der ruſſiſche Seemann.

„Ruhig Freundchen, beſänftigte ihn Marſan, wie ich ſehe, ſind Sie eine leicht entzündbare Natur. Jene beiden Damen ſind die Gräfin Palfy und die Fürſtin Clary, Töchter des Prinzen von Ligne.“

„Welch eine herrliche Equipage!“

„Sie gehört dem Fürſten Clary; der greiſe Marſchall fährt viel einfacher. Wenn Ihnen in den Straßen Wiens eine altersgraue Karoſſe begegnet, deren Federn aller Elaſticität entbehren, bei jeder Bewegung laut knarren; eine Karoſſe, bei der man ſchwören möchte, daß ſie niemals jung geweſen, und die von zwei hohen weißen Gäulen dahingeſchleppt wird, wenn Ihnen, ſage ich, ein ſolcher alterthümlicher Apparat begegnet, auf dem hinten auch ein klafterlanger phantaſtiſch aufgeputzter Diener in

roſenrother Livree ſteht, dann haben Sie die Equipage des Prinzen von Ligne vor ſich.“

„Jener Diener iſt ein alter Türke, Ismail genannt, den der Prinz bei der Belagerung von Ismail von dem Fürſten Potemkin zum Geſchenke erhielt. Genügen Ihnen jedoch all' dieſe Kennzeichen nicht, ſo faſſen Sie den Schlag der Karoſſe in's Auge, und Sie werden unter dem gemalten breiten Wappen den Wahlſpruch des Hauſes Egmont finden, von dem die Linie des Prinzen abſtammt; dieſer Wahlſpruch lautet:

„Quo res cumque cadunt, semper stat linea recta.“

„Nun meine Herrn, treten wir ein, wenn es gefällig iſt. Aber einer nach dem Andern, ſonſt haben wir auf der Treppe keinen Platz.“

Der Marſchall war noch nicht in den erſten Stock, wo ſich der Empfangsſalon befand, herabgekommen, man mußte ſich alſo bequemen, in den zweiten Stock zu ſteigen.

Dort befand ſich deſſen Arbeitszimmer, in dem nicht nur ſeine Bibliothek, ſondern auch ſein Bett ſtand, es diente ihm alſo in dreifacher Eigenſchaft, als Arbeits- Schlaf- und Bibliothekzimmer.

Auf dem Wege dahin flüſterte Marſan ſeinen Begleitern zu: „Wir ſind ſo glücklich, den Marſchall in ſeinem Heiligthum zu treffen, macht Euch auf einen originellen Anblick gefaßt.“

Man trat ein.

Schon der erſte Anblick verrieth jene geniale Unordnung, die hier immer anzutreffen war.

Bücher und Karten bedeckten die Wände des Salons; mit Ausnahme des Bettes, welches eben verlassen worden war, gab es kein Möbel, das von Plänen, Büchern und Manuscripten verschont geblieben wäre.

Im bunten Wirrwar lagen hier die Werke eines Encyklopädisten an der Seite der militärischen Elaborate des Erzherzogs Karl, während dort ein strategischer Entwurf mit einigen hingeworfenen französischen Versen liebäugelte, ja aus einem Bande von Rausseau's Bekenntnissen guckte das Fragment eines rosarothen Billets hervor, dem man es ansah, daß es ein Liebesbrief sei, der noch nicht vollendet war.

An einem Schreibpulte steht der fast achtzigjährige Marschall Carl Joseph Fürst von Ligne.

Seine Gestalt ist von außergewöhnlicher Größe, sein Wuchs schlank, sein Aussehen kräftig.

In dem Momente, da die drei jungen Leute eintreten, wendet er sich ihnen zu, und sie erblicken einen jener Greisenköpfe, deren würdevolle Züge Ehrfurcht einflößen.

Ein Lächeln des Wohlwollens umschwebt den etwas breiten Mund, das Auge, selbst die stark überhängenden Brauen vermögen es nicht zu verdüstern, ruht lebhaft auf den Eingetretenen und blickt sie freundlich an.

Diesen interessanten Kopf bedeckt reiches, langes, silberweißes Haar, das leicht gepudert in Locken auf die Schultern niederwallt.

Die Tracht des Marschalls in diesem Momente ist ein Gemisch von Civil- und militärischer Kleidung. Er trägt

die Marſchallsuniform, aber nicht zugeknöpft, ein kurzes Beinkleid, ſeidene Strümpfe und glänzende Schuhe.

Seitwärts liegt der militäriſche Hut, neben dem jener Stock ſteht, deſſen ſich der Prinz beim Ausgehen ſtets bedient.

Der hohen, aufrechten Geſtalt des Greiſes ſah man die achtzig Jahre nicht an. Noch weniger war dies der Fall, wenn der Fürſt ſprach, geiſtvoll und lebendig, wie er es ſtets pflegte, wenn er angeregt wurde oder bezaubern wollte. Dann pflegte der Marſchall die Zuhörer mitten in ſein ereignißreiches Leben, in das vergangene Jahrhundert zu verſetzen, ſo daß man die Gegenwart ganz vergaß, und ſich in jene Zeit hinein träumte, wo er jung geweſen, ſo jung, wie noch heute ſein Geiſt, ſein Gefühl und ſein Gemüth waren.

Als die jungen Kavaliere eintraten, grüßte der Prinz den Grafen Marſan vertraulich mit der Hand und ſagte: „Ich muß Sie ſchelten, mein Kind, Sie haben ſich einige Tage bei mir nicht ſehen laſſen. Suchen Sie vielleicht Ihr Herz, das Sie, wer weiß in welchem Pallaſte verloren haben, oder —“

„Mein Prinz, Sie belieben zu vergeſſen, daß ich nicht über meine ganze Zeit diſponiren kann; ich unterwerfe mich jedoch Ihrer Zurechtweiſung mit Vergnügen und bitte nur, bevor Sie über mich verfügen, mir zu geſtatten, Ihnen meinen Freund, den Marquis Achille Montferon vorzuſtellen, der — ich, mein Prinz, darf es wohl ſagen, ohne den Vorwurf der Schmeichelei auf mich

zu laden — den Stern ſeines Jahrhunderts kennen zu lernen wünſcht."

„Mein Kind," unterbrach der Marſchall den Sprecher, „Sie haben, ohne daran zu denken, eine paſſende Bezeichnung gewählt. Es gibt Sterne, die im Erbleichen ſind, und ein ſolcher Stern bin ich. Meine Zeit iſt um, merken Sie ſich's, zu rechter Zeit ſterben iſt eine große Kunſt, die nicht Jeder begreift, auch ich habe nichts davon verſtanden; doch machen Sie mich auch mit jenen Herrn bekannt."

„Ich bin zu Ende, denn dieſer Herr — Marſan wies auf den ruſſiſchen Seeoffizier — bedarf meiner nicht, er wird ſich Ihnen ſelbſt durch einen Brief ſeines Vaters empfehlen."

„Mein Name, ſagte der Offizier vortretend, iſt Arthur Waſili, mein Vater war bei Oczakow Kapitän."

Der Marſchall unterbrach ihn lebhaft:

„Ich entſinne mich, Sie ſind alſo der Sohn des biederen Waſili, Sie ſind ein ſchmucker Offizier geworden. Welch eine angenehme Erinnerung knüpft ſich an jene Zeit, wo ich mit Ihrem Vater beiſammen war. Ich befand mich damals — es war im Jahre 1788 — mit einem diplomatiſchen Auftrage betraut, bei dem Fürſten Potemkin, der die ruſſiſche Armee gegen die Türken befehligte. Ich war Feldzeugmeiſter, Ihr Vater war mir als Begleiter beigegeben. Der gute Prinz war trotz ſeiner Vorliebe für Orden, er beſaß deren bereits zwölf, doch zu keinem entſcheidenden Schritte zu bewegen."

„Machen Sie", ſagte er, „daß Ihr Kaiſer über die Save vorrückt, dann werde ich über den Bog gehen."

„Ich erwiederte: wie können Sie hier nur Komplimente machen wollen, wie vor der Thüre eines Salons mein Kaiſer läßt Ihnen den Vorzug."

„Glauben Sie hieher gekommen zu ſein," rief er, um mich bei der Naſe herumzuführen?"

„Glauben Sie, daß ich gekommen wäre, wenn ich davon nicht vorhinein überzeugt geweſen wäre?" antwortete ich.

Er lachte, warf ſich mir an die Bruſt und wir umarmten uns wie arme Leute. Man beſtürmte mich von Wien aus um Mittheilung des Operationsplanes. Ich drang in Potemkin und er verſprach mir, ihn künftigen Tages zu ſenden. Ich warte Einen Tag, zwei, drei Tage, es vergehen fünf, zehn, vierzehn Tage, endlich erhalte ich ihn, der ganze Feldplan lautete: „Mit Gottes Beiſtand werde ich Alles angreifen, was vom Bog bis zum Dniſter ſich mir entgegen ſtellt."

Sie können ſich vorſtellen, was unſer Hofkriegsrath, als er dieſen Plan erhielt, für Augen machte. Um die Belagerung von Oczakow zu leiten, ſandte mir Lafayette einen franzöſiſchen Ingenieur. Wenn ich mich recht entſinne, hieß er Marolle. Ich gehe mit ihm in Potemkins Zelt.

Noch ehe ich ihn dem Prinzen vorgeſtellt, ſchreit der Franzoſe: „Wo iſt der General?"

„Hier," ſagte ich und wies auf den Fürſten.

„Guten Morgen, General, nun was gibts, Sie wollen Oczakow haben?“

„Ich denke!“ antwortete Potemkin und legte die Bibel aus der Hand, deren Verehrer er war.

„Je nun, ruft der Ingenieur, das wollen wir ſchon machen. Iſt nicht ein Buch von Vauban oder Cöhorn zur Hand? Ich könnte auch Saint-Remy brauchen, um mich wieder ein wenig auf das zu beſinnen, was ich bereits vergeſſen, oder vielleicht auch niemals gewußt habe; denn im Grunde bin ich kein eigentlicher Feſtungsingenieur, ſondern einer beim Brücken- und Wegbaue.“

Potemkin unterdrückte das Lachen und ſagte gutmüthig: „Plagen Sie ſich nicht weiter, mein Herr, ſondern ruhen Sie aus, ich werde Ihnen das Eſſen in Ihr Zelt ſchicken. Doch meine Herren, ich ergehe mich da in vergangene Zeiten.“

„Oh, fahren Sie fort, mein Prinz, Sie wiſſen nicht, wie gerne wir Ihnen zuhören.“

„Schon gut, mein Kind, Sie ſchmeicheln den Schwächen der alten Sybille, doch laſſen Sie mich früher den Brief leſen, den Arthurs Vater mir ſchrieb.“

Der Marſchall durchflog das Schreiben und ſagte dann:

„Sie ſind mir aufs Wärmſte empfohlen und ich heiße Sie willkommen. Marſan wird Sie mit der Sitte meines Hauſes bekannt machen, und auch Sie, Herr Marquis, kommen Sie ſo oft es Ihnen beliebt, ich liebe es jetzt, die Jugend um mich zu ſehen, um keinen Moment zu vergeſſen, daß ich der Vergangenheit angehöre.“

„Aber welch' einer Vergangenheit!“ rief Montferon.

„Sie haben recht, Marquis; es war eine ſchöne Zeit des Ringens, des Vorwärtsſtrebens. Man lechzte nach Ehre und Auszeichnung, ohne deshalb wie Ihr Napoleon von einer Leidenſchaft des Ruhmes befallen zu ſein, die den großen Mann zum Störefried der Welt herabſinken ließ. Friedrich der Große war auch Soldat und Feldherr, er ſtrebte auch ſein Reich und ſeinen Namen groß zu machen, aber ſo weit verſtieg ſich ſein Genie nicht, es achtete gewiſſe Grenzen, während Euer Robinſon ſich über alle hinwegſetzte. Euer Frankreich iſt ein anderes geworden; wo ſind die Zeiten, wo ich es zum erſten Male beſuchte? Es galt Ludwig XV. die Nachricht von dem Siege bei Maxen zu überbringen, und ich war dazu auserſehen.

Ich war damals Oberſt und hatte in den Schlachten bei Kolin, Breslau, Leuthen, Hohenkirchen mitgefochten; ſpäter kämpfte ich unter Laſcy vor Berlin, Potsdam und Torgau, ich verlebte in Paris Tage, denen nur jene gleich kommen, die ich ſpäter am Hofe des nordiſchen Souveräns genoß.

Was wißt ihr, Kinder, vom Leben? Ihr, die ihr weder die Eremitage in Petersburg, noch Verſailles zur Zeit ſeines Glanzes, noch Groß- oder Klein-Trianon geſehen, Trianon, wo Marie Antoinette, die engelgleiche Königin, vor einer Höflingsſchaar, die von ihren Reizen trunken war, ſo königlich ſchlecht Komödie ſpielte.

Meine Reiſen nach Frankreich, England, Rußland, Polen, Italien und Deutſchland brachten mich mit den Notabilitäten des Jahrhunderts zuſammen; ich verkehrte mit

Montesquieu, Voltaire und d'Alembert, ich bewunderte Maria Thereſia, ich vermittelte zwiſchen Friedrich und Joſef, ich lag der Kaiſerin Katharina zu Füßen, fing mit Marmontel Händel an und eroberte mit Loudon Belgrad.

Im Momente fällt mir jene Reiſe nach der Krimm ein, wo ich die herrliche Katharina begleitete. Es war eine Feenreiſe, ein Zauber ſchien die Sinne in ewige Trunkenheit zu tauchen.

Wir befanden uns in Taurien und fuhren eben um das Vorgebirge Parthenizza, wo einſt der Tempel Iphigeniens geſtanden haben ſoll, herum. Auf der kaiſerlichen Yacht ſtritt man ſich um die größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit dieſer Tradition, da plötzlich ſtreckte die Kaiſerin ihre feingeformte Hand nach dem Felſen aus und ſagte:

„Prinz von Ligne, ich ſchenke Ihnen das ſtreitige Gebiet.“

Ohne mich zu beſinnen, ſtürze ich mich mit Hut und Uniform in's Meer, ſchwimme an das Vorgebirge und erreiche es.

Meinen Degen ziehend rufe ich, den Fuß auf's feſte Land ſetzend: „Euere Majeſtät, ich nehme Beſitz von meinem Lande!“ und ſeitdem bin ich Beſitzer eines Felſens auf Tauris, der meinen Namen trägt.

Sehen Sie, meine Kinder, damals war ich noch jung, jetzt bin ich — ſprach er lächelnd — auch noch nicht alt, ich halte mich wenigſtens für jung, wenn auch manche Kritiker das Gegentheil beweiſen werden. Ich

bilde mir ein, jung zu ſein, alſo bin ich es. Was meinen Sie dazu?“

Die drei Kavaliere lächelten und der Prinz ſagte:

„Merken Sie ſich's, das iſt die Thorheit des Alters. Doch jetzt geſtehen Sie mir, wie gefallen Sie ſich in Wien?“

„Vortrefflich!“ lautete die einſtimmige Antwort.

„Ich glaub es gerne, in dieſem Momente iſt Europa in Wien, Fürſten und Diplomaten genießen hier ihre Ferien, und man treibt Politik auf Redouten, Bällen u. ſ. w. Sonderbär, die Vergnügungen ſollen den Frieden erringen. Le Congress danse bien, mais il ne marche pas. Das gefällt nun der jungen Welt und ſie reibt ſich vergnügt die Hände. Aber wir alte Herren, was ſollen wir dazu ſagen? Wir ſchweigen und ſehen zu, das iſt das Klügſte, auch ich will mich auf dieſe Weiſe amüſiren, ich will nur einmal den Mund aufthun und zwar, um von dem Kongreſſe einen neuen Hut zu reklamiren, da ich den meinigen durch fortwährendes Grüßen der Souveräne ruinire, denen man allerorts begegnet. Doch ich verzichte ſogar auf den Hut, wenn es dem Kongreſſe nur gelingt, einen dauerhaften Frieden zu ſchließen.“

„Zweifeln Sie daran, mein Prinz?“

Der Marſchall lächelte und verſetzte:

„Ich zweifle nicht, aber es wird viel Tinte koſten. Denken Sie nur an die unzähligen Intereſſen, die zu ordnen ſind, die ſich aber nach allen Richtungen kreuzen. Preußen will Sachſen, Rußland will Polen errin-

gen; Murat, König von Napoleons Gnaden, will den Thron von Neapel behalten, dann kommen die deutschen Staaten, die Mediatisirten und Nichtmediatisirten, die napoleonischen Könige, Sardinien, die Schweiz u. s. w., überall gibt es Eroberungs- oder Erhaltungsgelüste, die der Kongreß befriedigen soll. Mitten in diesen Wirbel hinein tritt nun Herr von Talleyrand mit seinem veilchenblauen Staatskleide, verneigt sich anständig, und sagt beiläufig: Ich bitte die hohe Versammlung, den hohen Adel, das verbündete Militär und das verehrungswürdige Publikum, ja nicht zu vergessen, daß Sie zwar Herrn Bonaparte, aber keineswegs Frankreich besiegt haben, daß es hinterm Ofen Leute gab, die auf Frankreich ein legitimes Recht beanspruchen; verstehen Sie mich wohl, meine Herren, wird er sagen, ich bediene mich eines neuen Wortes, welches Sie bisher in Ihrem Staatslexikon vergebens gesucht, ich meine das Wort: Legitimität u. s. w."

„So beiläufig wird Ihr Herr von Talleyrand sprechen, wird irgend einen Zankapfel auswerfen und die ganze Einigkeit der acht Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet haben, wird in Trümmer gehen; sogar vielleicht die Verbündung der drei Großmächte mit; wer kann es wissen, was dem Schlauesten der Schlauen belieben wird?"

„Der Kongreß," bemerkte Graf Marsan, „wird sich auf diese Weise in die Länge ziehen."

„Die Dauer wollen wir ihm vergeben," erwiederte der Prinz, „wenn er nur glücklich zu Ende kommt."

„Bei dem Allen ist Oesterreich zu bewundern," meinte Wasili, „daß es mit solcher Splendidität für seine Gäste sorgt. Ich hörte mit offenem Munde als man mir davon erzählte. In der Burg wohnen jetzt zwei Kaiser, vier Könige, zwei Kronprinzen, zwei Kaiserinnen, eine Königin, zwei Erzherzoginnen und drei Prinzen. Kaiser Franz ließ 300 ganz gleiche Wagen anfertigen, deren sich jeder Hofstaat seiner gekrönten Gäste bedienen kann. Die kaiserliche Küche kostet täglich an 50,000 Gulden; man hat berechnet, daß die Kosten, welche der Kongreß verursacht, sich monatlich auf acht Millionen Franken belaufen."

Der Marschall unterbrach den Sprecher und rief heiter:

„Sie sagen, mein junger Freund, man hat berechnet, wer hat berechnet? Wenn sich wirklich Jemand die Mühe nahm, den Kongreß-Ausgaben nachzuspähen, so war es gewiß kein Oesterreicher. Wenn es Gastfreundschaft gilt, pflegt man in Oesterreich nicht nachzurechnen. Wenn Oesterreich sich je besiegen ließ, auf dem Felde der Gastfreundschaft nie. Ich bin überzeugt, daß man unter den hunderttausend Fremden nicht tausend trifft, denen es in Wien nicht gefällt, selbst wenn sie der deutschen Sprache nicht in dem Maße mächtig sind, um die wenigen auffälligen Eigenthümlichkeiten der hiesigen Bevölkerung kennen zu lernen. Doch nun ist's genug, meine Kinder, begleitet mich hinab, wir werden im Salon Besuche finden, Leute meines Alters dürfen nicht unmanierlich sein und auf sich warten lassen, man verzeiht

der Jugend Manches, was man am Alter unnachsichtlich tadelt."

Es war leicht wahrzunehmen, daß der Prinz nur zu oft auf sein Alter zurückkam, welches ihm so viel Herzleid verursachte.

Er fühlte, daß die neue Welt nicht mehr die seine war, so sehr er sich auch befließ, durch Fügsamkeit und frohe Laune sich ihr anzuschmiegen.

Graf Marsan gedachte ihn, wie schon oft diese Gedanken vergessen zu machen und sagte:

„Wer würde es wagen, gegen einen Mann wie Sie, mein Prinz, sich einen Tadel zu erlauben?"

„Sie kennen die große Welt nicht, das Auge dieser Welt ist ein Mikroskop, welches tausendmal vergrößert. Zeigen Sie ein schwarzes Pünktchen auf der Stirne und diese Welt wird gleich rufen: Ah welch' ein Geweih?" und am Ende bin ich auch ein Mensch, so schwach wie andere Sterbliche, nicht jeder kann dem Beispiele des unvergeßlichen Josef folgen, der — wenn er den ganzen Tag unermüdlich gearbeitet — sich Abends vor dem Schlafengehen leicht auf die Wange schlug und zu sich selbst sagte: „Nun geh' schlafen Josef, ich bin mit Deinem Tagewerk zufrieden!" Jetzt kommen Sie, meine Herren."

„Der Marschall nahm seinen Stock, den Hut unter den Arm und gieng voraus, die übrigen folgten.

„Was sagen Sie zu dieser schmalen Treppe,? scherzte er auf dem Wege zur ersten Etage, dieser Bau ist mehr Käfig als Haus! —"

„Mein Prinz, antwortete Montferon, ich ſage jetzt dasſelbe, was Sie zu Madame Stael ſagten, die ſich bei Ihnen wegen ihrer wenig anſtändigen Wohnung im Gaſthofe zum Schwan zu entſchuldigen ſuchte:“

„Bei Ihnen, Madame, befindet man ſich ſtets auf dem Parnaß.“

Der Marſchall lachte.

„Sie glauben es kaum,“ ſagte er, „wie ſehr ſich die große Frau durch dieſen kleinen Scherz geſchmeichelt fühlte. Sie vergalt ihn auch augenblicklich, indem ſie mich feſt anblickend ſagte: „Ich kam nach Wien, meinen Sohn in die Schule des Genies zu bringen!“ Ich blieb ihr die Galanterie nicht ſchuldig und antwortete raſch: „Dort war er ſchon ſeit ſeiner Geburt, Madame!“ Von dieſem Momente war die geniale Frau meine Verehrerin.“

„Und Sie der ihre, Herr Marſchall.“

Alle lachten und zwangen ſich erſt zum Ernſte, als ſie in den Salon traten.

Von dieſem Momente an gehörte der Marſchall der Geſellſchaft an, die den außerordentlichen Mann in ſeiner kleinen Wohnung faſt beſtürmte, um eines jener Witzworte zu erhaſchen, welches dann wie ein Pfeil durch die Salons flog und verkündete, daß achtzig Lebensjahre an dem Geiſte dieſes Mannes ganz ſpurlos vorübergegangen.

Die drei Kavaliere ergriffen die erſte Gelegenheit, den Salon unbemerkt zu verlaſſen.

Sie hatten ihre Abſicht erreicht, von nun an ſtand das Haus des Marſchalls nicht nur Marſan, ſondern auch Waſili und Montferon offen.

Alle drei eilten in die Stadt, um ſich neuerdings in die Bewegung des Tages zu ſtürzen.

Was den Kaiſer von China ſpeziell betraf, ſo war heute der Tag, wo er dem Artikel III. der geſchloſſenen Allianz Folge leiſten mußte.

Eilftes Kapitel.

Eine große Redoute.

Die Bezeichnung: „eine *große* Redoute“ iſt ja nicht dahin zu deuten, als ob ſich das Eigenſchaftswort ſpeziell auf dieſe eine Redoute bezöge; der Sinn iſt ein anderer.

Der Glanz und die Pracht der zahlreichen Redouten während der Dauer des Kongreſſes waren faſt immer dieſelben, die Menge der Zuſchauer blieb ſich in der Regel gleich, das Feſtcomité theilte viertauſend Billets aus und achttauſend oder noch mehr Beſucher füllten den Saal. Wer keine Karte beſaß, ſuchte wer weiß durch welchen Einfluß ein Plätzchen zu erobern, ja, es cirkulirten ſogar falſche Eintrittskarten gleich dem falſchen Gelde und die echten Billets, obwohl ſie nur auf beſtimmte Perſonen lauteten, hatten doch einen Kurs auf der Börſe wie Staatspapiere.

Es gab zweierlei Redouten.

Auf den Einen erſchienen die allerhöchſten Herrſchaften, vorausgeſetzt, daß ſie kamen, maskirt oder incognito, auf

den Andern aber im vollſten Pompe. Jene hießen die kleinen, dieſe die großen Redouten. Auf beiden mußte Alles entweder maskirt oder im habit habille erſcheinen.

„Ein Redoutenball", pflegte der Prinz von Ligne zu ſagen, „iſt die Thorheit der Vernunft."

Drei durch Gallerien, Gänge und Treppen verbundene Säle bildeten den Schauplatz, auf dem zehn bis zwölftauſend Menſchen durcheinander wogten.

Dieſe Säle waren: der große und kleine Redoutenſaal und die kaiſerliche Reitbahn.

Die Gänge, welche aus den Gemächern der kaiſerlichen Burg herüberführen, ſtrahlten in heller Beleuchtung und waren derart mit Blumen und Geſträuchern geſchmückt, daß man in einem duftigen Gartengange zu wandeln meinte.

Nun kam man in den kleinen Redoutenſaal. Die Tapeten von weißem Seidenſtoff waren mit reichen Silberarabesken verziert, aus unzähligen Blumenvaſen erhoben ſich aromatiſch duftende Sträuße und die Divans und Armſeſſel mit Sammt und Gold bedeckt luden zum Niederlaſſen ein.

Von da aus führte eine Allee von Orangebäumen, zwiſchen welchen rieſige Kandelaber ſtanden, in den großen Redoutenſaal. Hier wie drüben ſpendeten mächtige Kronleuchter, mit tauſend von glänzenden Kriſtalltropfen behangen, ein Meer von Licht, und man war des Anblickes noch gar nicht froh geworden, ſo feſſelte ſchon den Blick über eine doppelte Treppe hinab, die wahrhaft reizende Ausſicht in den neugeſchaffenen Tanzſaal.

Es war dies jene ſchöne Halle, jenes Meiſterſtück der

Baukunſt, welches unter Karl VI. an der Stelle des „Paradiesgärtels“ aufgeführt und deſſen Bau von 1729 bis 1735 dauerte; wir meinen die kaiſerliche Reitbahn.

Dieſe herrliche Halle war in einen Feentempel umgeſtaltet, deſſen luftige Decke von ſchlanken Säulen getragen, deſſen blendend weißer Seidengrund mit Blau und Silber verziert, deſſen ganzer Raum von nicht weniger als ſechstauſend Wachskerzen erleuchtet war.

An der obern Seite war für die Monarchen eine Eſtrade errichtet, mit Fahnen, Standarten und Trophäen geſchmückt, ein Thronhimmel mit weißſeidenen Faltenwürfen maleriſch behangen.

Bei allen Feſten des Kongreſſes, wo es eine derartige Anordnung galt, wurden Iſabey und Moreau zu Rathe gezogen, und Künſtler wie Stubenrauch, Langhanns, Sachetti, Gail, Depian, Schilcher u. ſ. w. machten die Entwürfe und führten ſie aus.

Von mehreren Seiten ertönte Muſik, überall ſpielten Kapellen, jede derſelben zählte an hundert Muſiker.

Die Menge wogte durch die Säle, bewunderte das Arrangement und mitunter auch die ſchimmernden Buffets mit den köſtlichſten Erfriſchungen, die herrlichen Toiletten und die Schönheiten des Welttheils, ja der Welt, denn nie hat eine Stadt einen ſolchen Flor von Damen beſeſſen, nie und nirgends waren alle Nuancen von Schönheiten aller europäiſchen Nationen ſo vereint zu finden, wie hier. Aber nicht alle gönnten dem Auge den Anblick, neidiſche Masken bargen die Reize, für welche die

glühenden Blicke, die aus den Wachslarven hervorblitzten nicht entschädigen konnten.

Um die zehnte Stunde ertönte eine Fanfare, Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten.

Die Souveräne kamen.

Die Herrschaften traten paarweise in den Saal.

Kaiser Alexander eröffnete mit der Kaiserin von Oesterreich den Reigen.

Maria Ludovika strahlte in einem dreifachen Glanze, dem der Schönheit, Jugend und Herzensgüte. Dem berühmten, durch Tasso und Arioſt gefeierten Hause Este entsprossen, liebte die reichbegabte Fürstin die Künste, manches schöne Werk stammte von ihr, das den Beifall der Kenner errang, nicht weil es von ihr, der Kaiserin kam, sondern weil es von Geschmack und Phantasie Zeugniß gab.

Dann kam Kaiser Franz I., an seiner Seite Elisabeth, die Kaiserin von Rußland; die hohe Frau war schlank, das schönste aschblonde Haar wallte frei auf die Schulter, das Auge strahlte, der Ausdruck ihres Antlitzes war hinreißend. Nur manchmal, vielleicht in unbewachten Augenblicken, strich eine Wolke trüber Schwermuth über das Antlitz und deutete auf einen Kummer, der tief im Grund des Herzens ruthe.

Die folgenden Paare waren Friedrich Christian, der Dänenkönig, mit der Erzherzogin Beatrix, der König von Preußen mit der Königin von Baiern, der König von Baiern mit der Großherzogin von Oldenburg und sofort die Erzherzoge, Prinzen und Prinzessinnen.

Allgemeiner Jubelruf empfängt die erlauchte Gesellschaft und hört nicht auf, bis sie durch alle drei Säle die erste Runde gemacht.

Welch' eine reizende Farbenmischung, welch' ein Schimmer von Orden und Dekorationen, welch' eine unglaubliche Verschiedenheit von Uniformen!

Die Kaiserinnen und Königinnen strahlten von Diamanten, die Erzherzoge trugen ihre Toisonorden in Brillanten.

Fürst Esterhazy prangt in seiner mit Solitärs besetzten Garde-Uniform.

Perlen, Diademe, Armbänder, Stickereien von kostbaren Steinen sind wie Sterne ausgesäet.

Nicht Ein Herr, der nicht einen kostbaren Stein an der Brust oder eine Agraffe am Knoten des Halstuches besässe, nicht Eine Dame ist anwesend, die nicht ihren ganzen Schmuck zur Schau trüge, und wo dieser nicht ausreichte, auch den ihrer sämmtlichen Bekanntschaft.

Und mitten durch dieses Meer von Edelsteinen bewegen sich Tausende von sinnreichen, schimmernden Masken, einzeln, paarweise, oder in ganzen Gruppen.

Da ein stolzer Venetianer zur Seite einer Dogaressa, dort ein diamantenbesäter Perser, hier König Lear mit seinen drei Töchtern, dort Ludwig XIV. mit Madame de La Vallière, und drüben vielleicht der Analogie wegen König Artus und Frau Venus.

Ein Zug in vier Gruppen gesondert, zieht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Die eine Gruppe strahlt in Diamanten, die andern

in Rubinen, die dritte in Perlen und die letzten in goldbraunen Topasen. Es sind dies die vier Elemente, die Luft, das Feuer, das Wasser und die Erde.

Alles, was in Wien an Schönheit und Glanz vereint, ist anwesend.

Die Prinzessin von Thurn und Taxis, des Preußenkönigs Schwester, die Fürstinnen Metternich, Lichtenstein, Esterhazy, Bagration, Sapieha, Rasumowska, die Gräfinnen Therese Appony, Kohary, Zichy, Bernstoff, Rzewuska, die Gräfin von Perigord, Talleyrands reizende Nichte, Zamoiska und so fort unzählbare Andere.

Wohin das Auge fällt, sieht es Blumen aus dem großen Kranze, mit dem der Kongreß sich umschlang, damit mit dem Starken das Zarte, mit der Weisheit die Schönheit, mit dem Haupte das Herz sich paare.

Nachdem die Souveräne die drei Säle einmal durchschritten und ihnen die gebührende Huldigung dargebracht war, theilte sich die Gesellschaft.

Man suchte sich, fand sich, schloß sich an einander an und überließ sich sorglos diesem Rendezvous aller Nationen, wo die Meisten selbst ohne Masken einander fremd waren, wie erst in den Verkleidungen.

Auch Graf Wasili und Marquis Montferon waren zugegen.

Ersterer erschien in Begleitung des General Uwarow, erstem General-Adjutanten des russischen Kaisers, Letzterer hatte durch Marsan eine Karte erhalten.

So wie alle nichtmaskirten Herren, die weder in

Uniform noch in Staatskleidern erſchienen, trug auch Achille einen ſchwarzen Frack, kurzes Seidenbeinkleid, ſchwarze Strümpfe, Escarpins und einen Klapphut, welch letztere ſo ſelten geworden waren, daß ſich die Diener vor den Huthandlungen wie in Zeiten der Theuerung vor Bäckerladen herumbalgten und glücklich Derjenige, der nach der Affaire, wenn auch keinen Klapphut, ſo doch einen Dreiſpitz mit weißer oder ſchwarzer Plümage im Triumphe nach Hauſe tragen konnte.

Der Marquis hatte im großen Redoutenſaale abſeits ein Plätzchen erobert, von wo aus ihm eine ziemliche Ueberſicht gegönnt war.

Was nützte ſie? da er doch kaum die hervorragendſten Perſönlichkeiten kannte, und die Uebrigen an ihm vorüberzogen wie Sterne, die der Laie bewundert, ohne ihre Namen, ihre Bahnen oder Bilder zu kennen.

Die Natur des jungen Mannes verläugnete ſich auch in dieſem Momente nicht, der Schimmer blendete ihn nicht, die allgemeine Bewegung erregte ihn nicht, er hing ſelbſt in dieſem Meere von Pracht ſeinen Gedanken nach.

Ob ſie wohl anweſend iſt? ſprach er bei ſich, und werde ich ſo glücklich ſein, ſie in dieſem Gewühle aufzufinden?

Sein Blick ſuchte, prüfte, flog von Blume zu Blume und blieb nirgends hängen.

In dieſem Momente näherte ſich ihm Waſili und flüſterte:

„Gut, daß ich Sie treffe, Marquis.“

„Was wünſchen Sie?“

„Sehen Sie dort jene drei Masken, ſie haben ſich eben niedergelaſſen, ein Sultan mit zwei Favoritinnen.“

„Ich ſehe ſie.“

„Ich beobachte die falſchen Moslims ſchon eine Weile und bemerkte —“

„Nun, was bemerken Sie?“

„Daß die eine der Türkinnen, nämlich die zur Rechten des Sultans ſehr oft nach dieſer Seite blickt, wo Sie ſtehen, ja, einmal wendete ſie ſogar das Köpfchen nach Ihnen zurück.“

„Wer weiß, ob die Aufmerkſamkeit mir galt.“

„Wem ſonſt, als Ihnen? In jenem Momente befand ſich Niemand in der Nähe, dem der Blick hätte gelten können. Sehen Sie, jetzt hat ſie wieder hieher geſchaut.“

Der Marquis konnte die Thatſache nicht in Abrede ſtellen.

„Ich begreife Sie nicht, fuhr Arthur fort, ein Anderer an Ihrer Stelle würde hineilen, ich zum Beiſpiel, der ich mich vergebens beſtrebe, die Aufmerkſamkeit einer Dame zu erregen, wäre ich ſo glücklich wie Sie, ich ſtünde jetzt ſchon dort.“

Achille unterbrach ihn: „Jene, die ich ſuche, werde ich dort nicht finden und die Uebrigen intereſſiren mich nicht.“

„Die Dame muß Sie doch anderswo geſehen haben, ſonſt würde Sie nicht —“

„Am Ende gelten die Blicke Ihnen, da die Dame

bemerkt haben wird, daß ſie auch von Ihnen unaufhörlich fixirt wird."

„Mich intereſſirt die Andere."

„Jetzt begreife ich Ihren Eifer! Es ſei, reichen Sie mir den Arm, wir wollen uns dem Orient nähern."

Die beiden Kavaliere gingen auf ihr Ziel los.

„Wir ziehen, ſagte der Marquis, an ihnen langſam vorüber und ich werde zu Ihnen einige Worte ſo laut ſprechen, daß mich die Masken hören müſſen, Sie beobachten den Eindruck, den dieſe Worte machen."

„Wohl, es ſei."

An den Masken vorübergehend hemmten Sie abſichtlich ihre Schritte, ſo daß es einen Moment ſchien, als blieben ſie ſtehen und Montferon ſagte zu dem Seeoffizier:

„Merken Sie ſich's, lieber Graf, wer gegen Griechenland iſt, iſt mein Feind, ich liebe Griechenland."

Waſili ſah, wie die bezeichnete Maske, welche zur Rechten des Sultans ſaß, eine unwillkürliche Bewegung machte.

„Nun, was iſt's?" fragte Achille, als ſie ſich entfernt hatten.

„Die Worte wirkten, die Maske wurde betroffen."

Sollte ſie es ſein? dachte Montferon und ſagte dann laut: „Wir wollen ſie nicht aus dem Auge verlieren."

„Einverſtanden, doch hören Sie, lieber Marquis, damit die Freundſchaft nicht etwa mit der Liebe in Colliſion gerathe, Sie intereſſiren ſich für die Favoritin zur Rechten, ich für jene zur Linken."

„Nur vorſichtig, lieber Graf, man weiß noch immer nicht, welche Damen hinter den Masken athmen.“

Die Muſik im Saale ſpielte fort, die ſchimmernden Wellen ſchlängelten noch langſam und träge durch den Raum.

Jetzt erhob ſich der Sultan mit ſeinen Begleiterinnen, um abermals eine Tour im Saale zu machen.

Wahrſcheinlich, um weniger aufzufallen, ließ er die beiden Damen vor ſich hergehen und folgte ihnen auf dem Fuße, die beiden Freunde ſchritten natürlich hinter ihnen her.

Plötzlich entſtand im Saale eine Bewegung.

Die Souveräne, nachdem ſie die Räume mehrmals durchſchritten hatten, begaben ſich zur Eſtrade im Tanzſaal, wo ſie ſich unter dem Thronhimmel niederließen, um Zuſchauer einer venetianiſchen Pantomime zu ſein, welche von einer Gruppe maskirter Kinder ausgeführt, mit einem Ballet ſchließen ſollte. Natürlich drängte ſich nun Alles über die Treppe in den Tanzſaal hinab und mitten in dieſem Gedränge ſteckte der Sultan mit ſeinem Gefolge.

„Freund, flüſterte Achille, nun gilt es eine Kriegsliſt.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Der Sultan muß von ſeinen Favoritinnen getrennt werden.“

„Ich bin dabei.“

„Sie als Ruſſe nehmen den Sultan auf ſich, und ich als Franzoſe werde die Favoritinnen erobern.“

„Aber, lieber Marquis, Sie vergeſſen, daß mir mit dem Sultan allein nicht gedient iſt.“

„Im kleinen Redoutenſaale am Anfange der Orangenallee treffen wir uns wieder.“

Arthur hatte keine Zeit mehr, Einwendungen zu machen, denn Achille benutzte eine wellenförmige Bewegung der Maſſe, ſich raſch zwiſchen den Sultan und die Favoritinnen zu drängen.

In dieſem Momente klopfte Waſili den Türken auf die Schulter, dieſer wendete den Kopf nach rückwärts und der Seeoffizier flüſterte ihm zu:

„Großmächtigſter Sultan, fürchteſt Du nicht in dieſem Gedränge Dein goldenes Horn zu verlieren?“

Der Sultan ſchüttelte ſich, machte eine Geberde des Unwillens und ſagte mürriſch: „Mein Horn ſitzt feſt, bewahre Du das Deine!“

„Um Vergebung, Großmächtigſter, antwortete Waſili, ich bin noch nicht vermält und an ein Serail iſt bei uns Nordländern vor der Hand noch nicht zu denken.“

Der Sultan brummte etwas unter der Wachslarve, was der Andere nicht verſtand, wendete darauf den Kopf und ſuchte ſeine Begleiterinnen.

Er ſah ſie nicht.

Er ſpähte und ſpähte; vergebens, die Favoritinnen waren fort.

Achille hatte ſich nämlich kaum hinter den Türkinnen befunden, ſo flüſterte er derjenigen, die vorhin rechts geſeſſen war, zu:

„Darf ein Sterblicher es wagen, der Reizendſten der Peri's den Weg nach Links zu empfehlen, wo das Gedränge geringer und die Gefahr eine mindere iſt?“

„Die Damen antworteten nicht, doch hielten ſie ſich in der That nach dieſer Seite; das mochte auch der Grund ſein, warum der Sultan, der ſie ſtets in der Richtung gerade vor ſich hin ſuchte, nicht bemerkte.

Der Marquis ſah die eine Dame ſich umwenden und erſchrecken, worauf Beide mit einander zu flüſtern begannen.

Es war offenbar, ſie vermißten ihren Begleiter, ihre Verlegenheit war nicht zu verkennen.

Achille faßte Muth und ſagte wieder: Wenn die reizenden Masken ſich nicht einer erneuerten Verlegenheit ausſetzen wollen, ſo rathe ich Ihnen, ſich abermals links zu wenden.

Sie ſind ſehr zudringlich, mein Herr, ſagte jene der Damen für welche ſich Waſili intereſſirte. Sie tragen die Schuld, daß wir unſeren Begleiter verloren.

Ich unterwerfe mich im Voraus jeder Strafe.

Helfen Sie uns jetzt, den Verlornen zu ſuchen.

Es iſt unmöglich, ihm zu nahen, denn in dieſem Momente wurde er von einer Woge die Treppe hinabgedrängt und kann die Reitbahn vor Ende der Pantomime nicht verlaſſen.

O, welche Verlegenheit!

Trauen Sie mir. Ich ſtehe unmaskirt vor Ihnen, ich bin der Marquis Achille Montferon, darf ich es wagen, mich Ihnen während der Abweſenheit Ihres Begleiters als Beſchützer anzubieten?

Die Masken blickten einander an; endlich erwiederte die vorige Sprecherin: Es iſt eigennützig, Herr Marquis, uns in eine Verlegenheit zu verſetzen, um ſie dann auszubeuten.

Und wenn dem ſo wäre, würden Sie dem Manne zürnen, der nicht umhin kann, Ihnen ſeine Huldigung darzubringen.

Ihre Huldigung? Sie kömmt etwas vorſchnell, Herr Marquis, Sie kennen uns ja noch gar nicht!

Wenn Ihre Begleiterin diejenige iſt, die ich vermuthe, dann iſt keine Huldigung ergeben genug, um ihrer würdig zu ſein.

Wie ungalant, Herr Marquis, Sie ſprechen blos von meiner Begleiterin.

Was Sie betrifft, reizende Peri, ſo kenne ich einen Zweiten, der Ihnen wiederholen wird, was ich ſoeben Ihrer Begleiterin betheuerte.

Ich ſehe keinen Zweiten an Ihrer Seite.

Er wird nicht lange ferne bleiben, wenn wir in dieſem Orangengange, wo wir eben angelangt ſind, etwas verweilen.

Iſt er etwa auch ein Franzoſe?

„O nein, er iſt ein Ruſſe.“

Die Maske machte eine Bewegung der Ueberraſchung.

„Ein Ruſſe?“ ſagte ſie, vielleicht der junge Offizier, der vorhin mit Ihnen ſprach?

Derſelbe.

Wie nennt er ſich?

Graf Arthur Waſili.

„Die Maske ſchwieg.“

Montferon, nachdem er eine Weile ſtumm an ihrer Seite einhergegangen, nahm das Wort: Darf ich Sie auf Einen Umſtand aufmerkſam machen?

Vielleicht darauf, bemerkte die Sprecherin von vorhin, daß wir durch Ihre Schuld auf das Ballet in der Reitbahn verzichten müssen?

Achille entgegnete: Sie sind unerbittlich, wenn es gilt, mich an meine Sünden zu erinnern.

Kommen Sie auf jenen Umstand zurück.

Sie wissen meinen Namen und kennen mich vielleicht?

Das will sagen, daß auch Sie uns zu kennen wünschten.

Errathen, schöne Maske.

Die Andere der Damen, welche bisher kein Wort verloren hatte, machte eine abwehrende Pantomime.

Wie, Sie sträuben sich, würdigen mich keines Wortes, sind Sie nicht Diejenige, die ich auf der Bastei zu bemerken so glücklich war?

Die Angeredete zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen: „Rathe Du, ich weiß es!"

Sie verharren in Ihrer Grausamkeit?

Ich bin nicht Diejenige, für die Sie mich halten.

Sie wollen mich täuschen, mein Herz spricht das Gegentheil.

Wer wird einem so unbeständigen Wesen Glauben schenken?

Die Antwort auf diese Frage war noch nicht erfolgt, als Wasili herbeieilte, sich vor der Dame verneigte und dann zu Achille, so daß die Andern es hören konnten sagte:

Ich mache Sie aufmerksam, lieber Marquis, daß sich seit einigen Minuten ein blauer Domino in Ihre Nähe drängt.

Montferon blickte die Dame fragend an, und dieſe machten eine verneinende Bewegung.

Der Domino gehört alſo nicht zu Ihnen? ſagte der Offizier, dann iſt es an uns, den Zudringlichen abzuweiſen.

„Ums Himmelswillen," flüſterte die wortkarge Maske, „vermeiden Sie jedes Aufſehen."

„Vertrauen Sie ſich unſerem Schutze an?"

Die Masken nickten.

Achille reichte der Spröden den Arm und Waſili that ganz entzückt dasſelbe bei der Anderen.

Der blaue Domino, eine kleine, gedrungene Geſtalt, umkreiſte ſie wie ein Falke, bevor er ſich anſchickt auf ſeine Beute herabzuſtürzen.

In einem Momente, wo er den beiden Paaren nahe kam, konnte ſich Waſili nicht enthalten, ihn anzuſprechen und ſagte mit einem Tone, der die Gereiztheit nicht verkennen ließ: „Mein Herr, Sie ſchenken uns viel Aufmerkſamkeit."

„Ich bin ſo frei," war die kurze Antwort.

„Sie ſollen aber auch darauf Rückſicht nehmen, ob es uns angenehm iſt."

„Ich würde das Gegentheil bedauern."

„Wir haben nicht die Ehre Sie zu kennen."

„Ich bin ein Engländer."

„Ich ein Ruſſe."

„Und ich," ſagte Achille, „bin ein Franzoſe."

„Wie es ſcheint, intereſſiren wir uns alle Drei für die reizenden Türkinnen."

Die Damen machten eine abwehrende Bewegung.

Montferon blickte den Domino finſter an und ſagte: „Genug der Zudringlichkeit, Sie mißbrauchen die Maskenfreiheit, verlaſſen Sie uns!“

Der Blaue verneigte ſich und ſagte: „Ich füge mich alſogleich Ihrem Wunſche, wenn Sie die Gewogenheit haben mir Ihren Namen zu nennen.

„Hier meine Karte.“

Der Domino nahm ſie und entfernte ſich.

„Sie hätten auch ſeine Karte begehren ſollen,“ meinte Waſili.

„Wer garantirt für deren Echtheit? Wenn mich der Mann zu finden wünſcht, ſo werden wir uns finden?“

„Der Saal füllt ſich wieder.“

„Die Pantomime wird zu Ende ſein.“

„Nun helfen Sie uns unſeren Beſchützer ſuchen.“

„Wie, wir ſollen Sie dem zuführen, der Sie von uns trennt?“

„Bevor wir Ihnen geſtanden, was wir für Sie fühlen?“

„Wir kennen dieſe Geſtändniſſe auswendig. Sie lieben mich, und dieſer Herr liebt meine Gefährtin, natürlich, die es nicht glaubt iſt eine Tyrannin. Sie haben mich zwar noch nicht geſehen, aber das macht nichts, Sie lieben uns dennoch, heiß und innig, wie noch nie geliebt wurde. Sie ſind auch bereit, Ihre Liebe zu beſchwören und wir ſind verpflichtet, dieſen Schwüren den unerſchütterlichſten Glauben zu ſchenken.“

„Welch' ein Hohn, wie grauſam.“

„Ob grauſam oder nicht, gleichviel, folgen Sie unſern Wünſchen und fügen Sie ſich der Nothwendigkeit.“

Achille und Arthur ſträubten ſich gegen das harte Verlangen, die Masken blieben ſtandhaft, und drohten, im Falle einer beharrlichen Zudringlichkeit, die jungen Herren gar nie mehr anzuhören.

Dies wirkte.

„Gut denn," rief Waſili in Verzweiflung, „wir wollen Ihnen gehorchen und Sie verlaſſen, nur verſprechen Sie uns —"

„Keine Traktate, meine Herren, Sie gehorchen blindlings, oder geben jede Hoffnung auf, uns wieder zu ſehen. Jetzt helfen Sie uns, unſeren Beſchützer zu ſuchen."

Die Kavaliere fügten ſich.

Acht Augen ſpähten nach dem Sultan und fanden ihn bald.

Die Masken winkten den Kavalieren, zurück zu bleiben, und begaben ſich zu dem Wiedergefundenen, der ſehr eifrig geſtikulirte, und ſich mit ihnen im Gewühle verlor.

Montferon hatte Mühe, den Seeoffizier, welcher den Masken folgen wollte, zurückzuhalten.

Als die Pantomime zu Ende war, erſchienen die Souveräne wieder in den Sälen und zogen ſich erſt um Mitternacht zurück.

Jetzt begannen die Orcheſter den vaterländiſchen Walzer zu ſpielen, die Augen belebten ſich, die Mienen wurden verklärt, Wonne durchrauſchte die Herzen, eine electriſche Bewegung zuckte durch die ganze Verſammlung, und im Nu flogen walzende Paare dahin, leicht beſchwingt, wie Blätter, welche ein leiſer Morgenwind im Kreiſe herumtreibt.

Wer dieſe Diamanten, Brillanten im Kreiſe herumwirbeln ſah, hätte meinen mögen, eine ſich ringelnde Schlange zu ſehen, deren Silberſchuppen im Sonnenſtrahle erglänzten.

Und ſo ging es fort, bis der Morgen heranbrach und die Karoſſen heranraſſelten, die müden Tänzer heimzuführen.

Zwölftes Kapitel.

Die Landwehrwirthin und ihr Plan.

Die zweite Produktion der deutſch-böhmiſchen Zwillinge war noch nicht erfolgt, die Bemühungen des jungen Grafen, die ſchöne Harfnerin zu finden, daher vergebens.

Herr Sinzinger beſaß außer ſeiner Praterwirthſchaft auch in der Vorſtadt Laimgrube eine Schenke, die ebenfalls, zum „Landwehrmann" beſchildet war.

Dieſe Geſchäfte florirten je nach der Jahreszeit, im Sommer jenes im Prater, im Winter jenes in der Vorſtadt. Es war eine Art Zwickmühle, gings hier nicht, ſo ging es dort, unſer Landwehrift hatte daher Urſache immer zufrieden zu ſein.

Das Haus, in dem ſich die Winterſchenke befand, war klein, nur Ein Stockwerk hoch. Parterre befanden ſich die Schanklokalitäten, Küchen und Kammern; in der obern Etage waren zwei Wohnungen, von denen die größere im

Beſitze des Sinzingerſchen Ehepaares ſtand, während die kleinere von einem bejahrten ledigen Herrn bewohnt wurde, der ſich Baltaſar Kern nannte.

In einem Kabinete der Sinzingerſchen Wohnung finden wir die beiden Geſchwiſter behaglich ruhend, allen Nachſtellungen entzogen. Sie ſpeiſen an dem Tiſche des Landwehrmannes, wohnen unter ſeinem Schutze, zahlen dafür ein Geringes, und harren noch immer der Auseinanderſetzung des Planes, den Frau Roſa ausführen wollte.

Nach dem erſten Frühmahle, welches die jungen Leute in ihrer neuen Behauſung einnahmen, ſagte Joſeph zur Schweſter: „Wir können dem Himmel danken, daß er uns dieſe braven Leute finden ließ, welche ſich unſerer wie Eltern annehmen.

„Du haſt recht, lieber Bruder, der liebe Gott waltet ſichtbar über uns.“

„Was meinſt Du, Joſefine, ſollten wir jetzt nicht jenen Herrn ſuchen?“

„Wen meinſt Du?“

„Den Beſitzer jenes Briefes, den wir in Hollabrunn fanden.“

„Ich hätte faſt an ihn vergeſſen. Wie nannte ihn der Poſtſchreiber?“

„Achille Montferon.“

„Ich meine, lieber Bruder, wir ſollten in dieſer Angelegenheit keinen Schritt thun, bis wir hier feſten Fuß gefaßt haben.“

„Unſere zweite Produktion wird wohl bald ſtatt finden.“

„Ich hoffe es und bin ſehr neugierig, was die Wirthin zu Deinem Schutze erſonnen hat?“

„Sie wird mich doch nicht häßlich machen?“ meinte Joſefine mit furchtſamer Miene.

„Sieh doch die kleine Eitelkeit, was läge daran, wenn ſie es thäte?“

„Ich willige nicht ein,“ erwiedert die Jungfrau herb, „ich bin nicht zum Kongreß gekommen, um mir mein Geſicht verunſtalten zu laſſen.“

„So arg wird es wohl nicht ſein, die Wirthin denkt vielleicht an eine Maskerade.“

„Daß ließ ich mir eher gefallen, eine Wachslarve kann man ablegen und man iſt dann wieder wie früher; ſie wird uns indeſſen wohl bald von ihrem Vorhaben in Kenntniß ſetzen.“

„Wir wollen hoffen, denn lange Zeit halte ich es nicht in ſolcher Unthätigkeit aus.“

„Sag' mir doch, lieber Bruder, was wir den Tag hindurch unternehmen, denn Du weißt, der Wirth wünſcht, daß wir uns außerhalb des Hauſes nicht ſehen laſſen.“

„Du wirſt unſere Garderobe in Ordnung bringen und ich werde einige neue Piecen kopiren, die wir dann einſtudiren.“

„Ich bin's zufrieden, alſo an die Arbeit!“

Die Geſchwiſter waren bereits in voller Beſchäftigung, als „Frau Rosl“ heraufkam, um, wie ſie ſagte, nach ihren Kinder zu ſehen.

Sie nickte zufrieden mit dem Kopfe, wobei ſie ihre Hände wie gewöhnlich kreuzte, und ſagte: Fleißig, Fleißig,

das lob ich mir, die Mamſell näht, der junge Herr ſchreibt.

„Es iſt eine neue Polonaiſe, liebe Madame, die wir bei nächſter Gelegenheit aufführen werden.“

„Sucht nur hübſche Sachen heraus, was ſo recht durchs Ohr in die Beine geht oder auch ins Herz, ſo liebt es unſer Publikum.“

„Wir wollen ſchon machen, daß man zufrieden ſein wird.“

„Beſte Madame!“

„Was wünſchen Sie, liebe Mamſell?“

„Wann werden Sie uns in Ihren Plan einweihen?“

Die Landwehrwirthin lachte pfiffig und antwortete: „Nur Geduld, Kinder.“

„Wir fügen uns,“ ſagte Joſef, „doch nicht zu lange.“

„Es gehört zu meinem Plane, daß ihr einige Tage den Augen des Publikums entzogen bleibt, bevor euere zweite Produktion ſtattfindet.“

„Aber mein Geſicht werden Sie nicht verunſtalten!“ rief Joſefine eifrig.

„Das fiel mir im Traume nicht ein.“

„Vielleicht eine Maske?“

„Das nützte wenig!“

„Was denn ſonſt?“

„Geduld, ihr werdet es ſchon hören, heute oder längſtens morgen. Jetzt aber etwas Anderes. Habt ihr bereits den Herrn bemerkt, der hier nebenan wohnt?“

„Ich ſah ihn auf dem Gange ſtehen,“ entgegnete Joſefine.

„Er wohnt ſchon längere Zeit bei uns, iſt ein ſtiller Mann, der keine Unannehmlichkeiten macht, ſeine Miethe pünktlich entrichtet, der aber eine Menge Eigenheiten beſitzt, die man ihm zu Gute halten muß. Darauf wollte ich euch aufmerkſam machen, damit ihr mit ihm in keinen Streit gerathet. Thut, als ob ihr Alles glaubtet, was er ſagt; er iſt der beſte Kauz, den es gibt. Sein Name iſt Balthaſar Kern, horcht — unterbrach die Wirthin die eigene Rede — was ihr da hört, iſt das einzige Geräuſch, welches er täglich macht, es beginnt punkt neun Uhr und endet punkt Zehn."

Die Geſchwiſter horchten und vernahmem eine einoktavige Drehorgel, wie ſie gewöhlich zum Abrichten der Kanarienvögel benützt wird.

„Jetzt, fuhr die Wirthin fort, haben ſeine Vögel Muſikſtunde."

„Dieſes eintönige Georgel wird alſo eine volle Stunde dauern?"

Keine Sekunde länger und keine weniger; dann nimmt Herr Kern ſein Frühſtück und füttert die Vögel, dies währt bis punkt eilf. Dann beginnt der Sprachunterricht.

„Er ertheilt alſo Unterricht?"

„Ja, doch nur ſeinen Vögeln, worunter ſich ein Staar befindet, der ſehr gelehrt ſein ſoll. Um zwei Uhr geht er zu Tiſche."

„Speiſt er bei Ihnen?"

„Bewahre, er ſpeiſt täglich wo anders, heute beim

Fürſten Metternich, morgen bei Lichtenſtein, übermorgen bei Schwarzenberg."

„Was Sie da ſagen!"

„Das heißt, verbeſſerte die Wirthin, in Wirklichkeit ſpeiſt er nicht dort, ſondern er bildet ſichs ein und hat ſich in ſeine Einbildung ſo hineingelebt, daß er es am Abend ſelbſt glaubt, er habe Nachmittags an dieſer oder jener fürſtlichen Tafel gegeſſen."

„Einmal nahm ſich mein Mann die Mühe und ging ihm nach; was ſah er?"

„Herr Kern ſpazierte auf der Baſtei auf und nieder und ließ ſich die Abendſonne in den Mund ſcheinen."

„Grüß Gott, Herr Kern, ſchon geſpeiſt?" fragte mein Mann.

„Noch nicht," lautete die Antwort, „Fürſt Clary iſt auf der Jagd, wir diniren heute etwas ſpäter."

„Der Kongreß hat ihm noch gefehlt; ſeitdem hier ſo viele hohe Herrſchaften beiſammen ſind, iſt der gute Menſch ein ganzer Narr geworden."

„Na, ihr werdet ſchon hören, wenn ihr mit ihm ſprecht, jetzt aber muß ich hinunter in die Küche, ſonſt bekommen wir heute hartes Fleiſch und das behagt meinem Alten nicht, er hat ſchlechte Zähne noch von der Landwehr her; als er nämlich noch Rekrut war, hat ſich Einer einen impertinenten Scherz mit ihm erlaubt und ſagte ihm, er müſſe die Patrone nicht oben abbeißen, wo das Pulver iſt, ſondern unten an der Bleikugel, und da biß mein Mann unvorſichtigerweiſe in die Bleikugel hinein, verdarb ſich die Zähne und kann ſeitdem kein hartes

Fleiſch eſſen. Jetzt iſt's aber die höchſte Zeit, daß ich hinuntergeh', ſonſt gibt's Verdruß und dem weich ich gern aus! Ja, als ich noch beim Bataillon war, da war dies nicht ſo leicht möglich; mein Alter war eiferſüchtig und in der Landwehr hat es viel luſtiges Blut gegeben, beſonders unter den jüngeren Offizieren, da hieß es aufpaſſen. Einmal, wir ſtanden damals unter General Hiller und marſchirten eben — aber Sapperment, wenn ich in's Reden hineinkomm', ſo verplaudere ich mich ſicher, ich hab' die höchſte Zeit, daß ich hinuntergeh', ſonſt bleibt unſer Fleiſch ſteinhart."

„Ich komme ſchon," — rief ſie der eintretenden Magd zu. Sie ſucht mich, ich weiß es ja, ich muß überall dabei ſein, ſonſt gehts nicht. Alſo, Kinder nur fleißig, das Eſſen werde ich ſchon wieder herauf beſorgen, ihr ſollt keinen Mangel leiden."

Sie eilte hinweg und die Zwillinge unterhielten ſich nun über den Nachbar, der ſeinem Vogel noch immer den einen „Landler" vorgorgelte.

Als die monotone Muſik verſtummte, zeigte die Wanduhr die zehnte Stunde.

Joſef, der neugierig war, Herrn Kern kennen zu lernen, begab ſich hinaus und ſah ihn bereits in der Küche am Herde ſtehen und die Flamme anfachen, an der er ſein Frühſtück anfertigte.

Der Nachbar war ein langer hagerer Mann, mit eingefallenen Augen und einem Leichengeſichte, welches ſelbſt der Wiederſchein der Flamme nicht zu röthen vermochte.

In Momenten der Ruhe, das heißt, wenn er nicht das Feuer anblies, lagerte auf ſeinem Geſichte eine tiefe Melancholie, eine Schwermuth, welche ihm einen eigenthümlichen Ausdruck verliehen, den der Wiener mit der Bezeichnung: „Ein barmherziges Geſicht" zu charakteriſiren pflegt.

Herr Kern hatte den jungen Menſchen kaum erblickt, ſo nickte er ihm freundlich zu und ſagte:

„Guten Tag, Herr Nachbar."

„Guten Tag, Herr Kern."

„Sie wohnen jetzt auch bei uns?"

„Seit einigen Tagen."

„Freut mich! Iſt das junge Fräulein Ihre Schweſter?"

„Ja, wir ſind Zwillinge."

„Freut mich! Haben Sie meinen Kanari pfeifen gehört? Iſt das ein Pfiff!"

Joſef, der ſich des Rathes der Wirthin entſann, dem Nachbarn nicht zu widerſprechen, erwiederte: „Der Vogel pfeift prächtig."

„Ich habe ihn von der alten Fürſtin von Graſſalkovitſch zum Präſent bekommen."

Um die Glaubwürdigkeit dieſer Angabe zu beurtheilen, muß man wiſſen, daß der Vogel ein junges Thier und die alte Fürſtin von Graſſalkovitſch ſchon in den neunziger Jahren verſchieden war. Das beirrte aber Herrn Kern nicht, er hatte ſeine Angabe ſchon ſo oft wiederholt, daß er von ihrer Wahrhaftigkeit durchdrungen war.

„Ich habe noch einige Vögel," fuhr Herr Kern fort,

„auch einen Staar, den ich für den Kaiſer von Rußland beſtimmt habe.“

„So?“

„Ich lehre dem Vogel die Worte: „Vivat Alexander“ ſprechen.“

„Macht er Fortſchritte?“

„Es geht langſam, aber ich hoffe, der Kongreß wird ſo lange dauern, daß mein Staar nicht nur dieſe Worte, ſondern auch noch einige andere Sätze wird nachſprechen lernen. Dann begebe ich mich zum Grafen Neſſelrode, bei dem ich vorgeſtern geladen war, und hoffe durch ihn meinen Zweck zu erreichen.“

Joſefine, die ihren Bruder mit dem Nachbar ſprechen hörte, kam heraus.

Kaum erblickte ſie Herr Kren, ſo ſchritt er gravitätiſch auf ſie zu, und küßte ihr trotz allen Sträubens, die Hand.

„Ich bin ſchon ein alter Junge, ſagte er galant, aber eine ſolche reizende Nachbarſchaft weiß ich zu ſchätzen.“

„Die Milch läuft über,“ rief Joſefine und eilte zum Herd, um das Töpfchen vom Feuer zu entfernen.

„Laſſen Sie die Milch laufen, wohin es ihr beliebt,“ verſetzte Balthaſar melancholiſch, „mir ſtehen zehn fürſtliche Meiereien zu Gebote, dort giebt es Milch genug, aber eine ſolche Nachbarin iſt ſelten zu finden. Erlauben Sie mir daher, daß ich mich mit Ihnen und nicht mit der Milch beſchäftige.“

„Ihr Kaffee duftet gut.“

„Ich habe ihn vom Grafen von Capo d'Iſtria erhalten, der den Seinigen direkt aus Java bezieht."

„Sie erfreuen ſich ſehr hoher Verbindungen," bemerkte Joſef.

„Ich verdanke dies meinem Taufpathen, dem Marſchall Laudon."

„Der berühmte Laudon —"

„War mein Taufpathe, replicirte Herr Balthaſar, er kam eben von der Einnahme Belgrads zurück."

Joſef vergaß einen Moment die Verhaltungsregeln, welche ihm die Wirthin eingeprägt hatte und ſagte:

„So viel ich weiß, wurde Belgrad im Jahe 1789 eingenommen, demgemäß wären Sie erſt fünfundzwanzig Jahre alt."

Balthaſar Kern richtete ſich hoch auf, ſo daß es ſchien, er ſei um einen Schuh länger geworden, ſah den jungen Menſchen mit bewunderungswürdiger Faſſung an und ſagte:

„Junger Mann, Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Belgrad mehrmals eingenommen worden iſt!"

Darauf, wahrſcheinlich um jede fernere Diskuſſion zu vermeiden, ſchloß er zürnend die Küchenthüre, ſo daß die Geſchwiſter außerhalb derſelben ſtehen blieben.

„Du haſt ihn gekränkt."

„Ich vergaß mich, ſeine letzte Behauptung war aber auch zu arg."

Die Geſchwiſter begaben ſich indeß zu ihrer Beſchäftigung und als die Glocke eilf ſchlug, hörten ſie, wie der Nachbar mit ſeinem Staar den philologiſchen Un-

terricht begann, wobei ſie trotz der größten Aufmerkſamkeit von Seite des wahrſcheinlich höchſt ungelehrigen Schülers nicht einen Ton zu hören bekamen, der auf einen günſtigen Erfolg hätte ſchließen laſſen können.

Gegen das Erwarten der Geſchwiſter ſollte ihre Neugierde in Bezug auf das Vorhaben der erfindungsreichen Gaſtfrau noch an demſelben Tage befriedigt werden.

Sie hatten eben zu Mittag geſpeiſt, als Herr Sinzinger und Frau Roſa eintraten.

„Nun Kinder, wie hat's geſchmeckt?“ fragte der Landwehrmann, deſſen Heiſerkeit ſich bereits verloren, mit dem vollen Klange ſeiner Stimme.

„Dank, Herr Wirth, Sie machen uns zu Ihrem Schuldner, und wir erwarten nur die Gelegenheit, Ihnen wieder nützlich zu ſein.“

„Dieſe Gelegenheit wird ſich morgen ergeben,“ verſetzte Herr Sinzinger und ſchob eine Priſe unter die Naſe.

„Morgen ſchon?“ riefen Joſef und Joſefine auf's Höchſte erfreut.

„Wir werden alſo morgen zum zweiten Male ſpielen?“ ſetzte Joſef hinzu.

„Ja,“ antwortete der Landwehrmann mit großer Befriedigung, dann ſich an ſeine Frau wendend, ſagte er: „Gattin, jetzt iſt es an Dir, den Kindern mitzutheilen, was Du erdacht und was wir beſchloſſen haben, um die Jungfer vor Zudringlichkeiten zu ſchützen.“

Die Zwillinge blickten die beleibte Dame geſpannt an, dieſe nickte mit dem Kopfe und begann:

„Liebe Kinder, mein Vorſchlag beruht auf einer

natürlichen Erfahrung, welche darin beſteht, daß die Frauen zu dem ſchwachen und die Männer zu dem ſtarken Geſchlecht gehören, daher der Mann auch mehr zu ertragen im Stande iſt als die Frau. Wenn man ein Haus vor dem Donnerwetter ſichern will, ſo muß man einen Blitzableiter aufſtecken, das wollen auch wir thun, und Sie, lieber Joſef, ſollen der Blitzableiter für Ihre Schweſter ſein."

„Wie verſtehen Sie dies, liebe Madame?"

„Ganz einfach, die Natur liefert uns einen Fingerzeig, was wir zu thun haben. Sie werden die Schweſter und Joſefine wird der Bruder ſein."

Die jungen Leute brachen ob dieſer barocken Idee in ein lautes Gelächter aus, was die Landwehriſtin zur ernſtlichen Aeußerung veranlaßte:

„Lacht nicht, keine Seele wird erkennen, daß Ihr die Kleider gewechſelt habt, überdieß ließen wir ſeit Eurer erſten Produktion mehrere Tage verſtreichen, ſo daß man ſich Eures Ausſehens nicht mehr genau erinnern wird. Die getäuſchten Männer werden Ihrem Bruder den Hof machen, und er wird zu Folge der oben erwähnten alten Erfahrung die Zudringlichkeiten lächelnd hinnehmen. Was Ihr Ohr, liebe Joſefine, tief verletzt hätte, wird das ſeinige nicht beleidigen. Auf dieſe Art bleiben Sie verſchont und ihr könnt ohne Anſtand bei uns fort muſiciren."

„Sie ſind alſo der Meinung, wir ſollen unſere Kleider wechſeln?"

„Ja!"

„Und wenn das Publikum es bemerkt?“

„Das Publikum wird es nicht bemerken, und wenn auch, was liegt daran? Es ist nicht das erste Mal, daß das liebe Publikum im Prater und außerhab desselben hinters Licht geführt werden wird. Im Frühjahre zum Exempel ließ sich ein Riese sehen, der sechs Zoll hohe Absätze und drei Zoll hohe Sohlen trug! Wenn das Publikum die Verkleidung bemerkt, dann geben wir der ganzen Sache eine scherzhafte Wendung, indem wir sagen, die Vermummung sei blos vorgenommen worden, um euere frappante Aehnlichkeit darzuthun.“

Die Gewister machten sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut.

Plötzlich zuckte der junge Mensch zusammen, er hatte eine Einwendung gefunden, durch welche er den Plan der Wirthin mit Einem Male zu vernichten hoffte, und sagte: „Sie scheinen liebe Madame, beim Entwurf Ihres Planes auf Einen Umstand vergessen zu haben.“

„Auf welchen, mein Lieber? —“

„Daß ich blos die Flöte und Josefine blos die Harfe spielt, man wird uns also an unseren Instrumenten erkennen.“

Die Landwehrwirthin machte eine hochweise Miene, blickte mit Geringschätzung auf die nichtige Einwendung herab und sagte: „Dafür ist bereits gesorgt. Johann lies den Kindern den Entwurf der Ankündigung vor, die wir vor der zweiten Produktion veröffentlichen werden.“

Herr Sinzinger zog ein Papier hervor und las:

„Zweite musikalische Produktion der wun-

derhübſchen ſechzehnjährigen deutſch-böhmiſchen Zwillinge Joſef und Joſefine Feilhart beim „Landwehrmann“ im Prater. In dieſem Abende wird, um ihre Vielſeitigkeit zu zeigen, Joſef die Harfe ſpielen und Joſefine die Flöte blaſen“ u. ſ. w.

Die Geſchwiſter lachten laut.

Die Wendung gefiel ihnen und da das Landwehrpaar ſich nun vereinigte und ihnen zuſprach, ſo willigten ſie endlich in den projektirten Kleidertauſch, worüber beſonders Frau Roſa ganz entzückt war.

In der Hauptſache einig, waren die Nebendinge bald geordnet.

Die Wirthin machte ſich anheiſchig, alle Toilettehinderniſſe zu beſeitigen und verließ dann völlig zufrieden geſtellt mit ihrem Gatten die Geſchwiſter.

Auf dem Gange begegnete ihnen Herrr Balthaſar Kern, der, ſonntäglich herausgeputzt, ſich eben anſchickte, das Haus zu verlaſſen.

„Wohin, Herr Kern? Schon geſpeiſt?“

„Noch nicht, Herr Sinzinger, es iſt ja kaum drei Uhr, und ich bin heute beim Fürſten Hardenberg zur Tafel geladen.“

„So, beim Fürſten Hardenberg? Ich wünſche Ihnen guten Appetit!“

Herr Kern dankte höflichſt und ſchritt ſtolz aus dem Hauſe.

Dreizehntes Kapitel.

Theodora.

In der erſten Etage des Hauſes, das dem Hotel Roſenberg gegenüber liegt, wohnt jene Dame, die wir einmal auf dem Balkone, einmal auf der Baſtei und, wenn wir uns nicht täuſchen, einmal maskirt auf der Redoute trafen — Theodora Aſav.

Die Dame befindet ſich eben in ihrem Boudoir, dem reizenden Zimmer, in dem ſie ſich ſchmückte.

Salons und Empfangzimmer tragen gewöhnlich einen wenig wohnlichen Charakter, ſie ſind größtentheils für Fremde beſtimmt.

Die Wohnzimmer aber und vorzüglich die Boudoirs ſind gleichſam die Herzen der Appartements. Da iſt alles warm und wohlig, alles bequem und traulich. Dieſe Aufenthaltsorte ſind die Freunde, nicht blos die Bekannten der Bewohner.

In den Salons herrſcht oft Steifheit in der Anordnung, hier eine reizende Unordnung, jene ſind froſtig und kühl, in dieſen herrſcht eine laue Atmoſphäre, ein feiner Duft, ein Potpourri von Wohlgerüchen.

Das Boudoir Theodora's vereinte all' dieſe Reize.

Die Toilette der Dame war eben beendigt, ſie ſah in den Spiegel und nickte dem Kammermädchen wohlgefällig zu, worauf ſich dieſes entfernte.

Theodora verweilte heute länger vor dem Spiegel als gewöhnlich, doch ſie blickte nur mechaniſch nach demſelben.

Ihre Gedanken ziehen in die Ferne, eine Taubenſchaar, die das Häuschen verlaſſen und das Feld umkreiſt, wo ihre Lieblingsfrucht reift.

Die junge Dame denkt der letzten Tage, der Feſte, der Erlebniſſe, und das Bild eines Mannes tritt in den Vordergrund und weicht nicht aus ihrer Seele

Sie denkt an Achille Montferon, der Mann, den ſie nur zweimal geſehen, den ſie kaum kennt.

Theodora dachte an den Marquis wohl noch nicht mit der Sehnſucht eines liebenden Herzens, wohl aber mit der beſeeligenden Unruhe einer erwachenden Neigung.

Nach längerer Zeit ſchritt ſie zum Fenſter, wo ſie ſich auf ein Tabouret niederließ und einen Almanach zur Hand nahm.

Es war die „Aglaja" für das Jahr 1815 von Dr. Sonnleithner, bei Wallishauſer herausgegeben.

Er repräſentirt uns die Wiener Literatur jener Zeit. Sechs Kupfer nach Gemälden von Corregio, van Dyk, Cantarini u. ſ. w. befriedigten die Schauluſt; Erzählungen wie „die arme Lieſe," von Madame Weißenthurn, „der Graf von Barcellona" von Karoline Pichler, geborne von Greiner, Gedichte vom Grafen von Rothkirch, von Conteſſa, Müller, Treitſchke, Theone (Thereſe von Artner) bildeten den Inhalt.

Theodora durchblätterte das Büchlein, ohne mit Aufmerkſamkeit darin zu leſen, vielleicht weil ſie zufällig auf keine Seite traf, welche ihrer augenblicklichen Gemüthsſtimmung zugeſagt hätte.

Eine eintretende Dienerin ſtörte ſie in dieſer Beſchäf-

tigung und überreichte ihr ein Briefchen; Theodora nahm es, erkannte an der Adresse die Schriftzüge und öffnete es rasch.

Das Schreiben enthielt folgende Zeilen:

„Theuere Freundin!

Leider bin ich nicht im Stande, mein gegebenes Wort zu lösen; ich befinde mich seit einigen Tagen etwas unwohl und kann das Haus nicht verlassen.

Haben Sie sich von dem Redouten-Abenteuer schon erholt?

Mein Vater zürnt den jungen Leuten wegen ihrer Kühnheit, und ich habe Mühe, ihn zu besänftigen.

Ich weiß bereits, wer sie sind. Der Franzose ist der Marquis Achille Montseron, und der Seeoffizier, der mir huldigte, der Graf Arthur Wasili.

Mein Vater hat geschworen, sich nie mehr den Intriguen einer Maskerade auszusetzen.

Was mich anbelangt, so gestehe ich, mich prächtig amüsirt zu haben, Graf Arthur ist, abgesehen von der Landsmannschaft, ein liebenswürdiger Kavalier, dem in Folge seines Abenteuers mit unserem Kaiser eine bedeutende Karriere bevorsteht.

Unsere Verwandtschaft mit dem russischen Gesandten, dem Grafen Rasumowsky, kommt uns wohl zu Statten, er hat uns in seinem Palais auf der Landstraße eine komfortable Wohnung eingeräumt; es werden da Feste vorbereitet, denen auch Sie theuere Freundin, beiwohnen sollen.

Es bleibt bei unserer Verabredung, Sie besuchen in

meiner und meines Vaters Gesellschaft die Kongreß-Festlichkeiten, durch den Grafen stehen uns alle Wege offen.

Wir wollen die Herrlichkeiten alle mit ansehen und unsere Zeit in Wien benützen so gut als es angeht.

Leben Sie wohl, liebe Theodora, und besuchen Sie bald ihre Freundin, Helene, Gräfin von Tulczim."

Theodora erhob sich, um das Billet zu ihren Papieren zu legen, als die Dienerin neuerdings eintrat und einen Fremden meldete, der empfangen zu werden wünschte.

Die Dame begab sich in den Salon, der Angemeldete erschien, es war — Herr Rally.

Theodora erblich, trat betroffen einen Schritt zurück und sagte, ohne den Gruß des Besuchenden abzuwarten, mit dem Tone des höchsten Erstaunens:

„Mein Herr, Sie wagen es, meine Wohnung zu betreten?"

Herr Raily verneigte sich ehrerbiethig und erwiederte:

„Ich wage es, meine Gnädige, und bitte nur, die Gründe anzuhören, die mich zu diesem Wagnisse, wie Sie es zu nennen belieben, ermuthigten."

Da ihm die Dame keine Antwort gab, so fuhr Raily fort:

„Ein glücklicher Zufall fügt es, daß unsere Wohnungen einander gegenüber liegen, ich sehe darin einen Fingerzeig, mich Ihnen wieder zu nähern."

„Gegen meinen Willen?" rief die Dame eifrig.

„Es sei! Gegen Ihren Willen heute, vielleicht mit Ihrem Willen morgen."

„Nie, nie!" betheuerte Theodora.

„Nur nicht voreilig, gnädige Frau, man kann nicht wiſſen, was die Zukunft in ihrem Schooße trägt, ob Sonnenſchein oder Sturm!“

„Gleichviel! ſie bringe dieſen oder jenen, wenn nur Sie von mir ferne bleiben.“

„Sie wünſchen mich zu beleidigen, und wiſſen, daß man nie empfindlich iſt, wenn man liebt.“

„Verlaſſen Sie mich!“

„Sobald ich geſprochen habe; wir wollen uns näher erklären, ſchöne Dame, vielleicht wird dann eine Verſtändigung möglich. Warum, erlauben Sie mir die Frage, warum fuhren Sie erſchrocken zurück, als Sie mich hier zum erſten Male erblickten?“

„Sollte ich etwa ruhig bleiben oder gar lächeln beim Anblicke Deſſen, der meinen Gatten gemordet hat?“

Herr Raily ſchüttelte den Kopf und entgegnete faſt gekränkt:

„Gnädige Frau, Sie beſchuldigen mich eines Verbrechens, welches man in der Regel mit dem Tode beſtraft; wir leben jetzt in einem Lande, wo man keinen Verbrecher frei umhergehen läßt und ich befinde mich doch noch immer auf freiem Fuße. Ihre Behauptung ſcheint alſo falſch zu ſein. Warum nennen Sie mich den Mörder Ihres Gatten? Etwa, weil er ſonſt ſo thöricht war, nach einer durchſpielten Nacht ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen?“

„Nachdem Sie ihn zum Bettler gemacht.“

„Ich hatte Glück, er Unglück, das iſt Alles. Wenn Jeder der Unglück hat, einen Selbſtmord beginge, was

würde aus der Menſchheit? Wer wird ſo ſchwach ſein, ſich wegen einer Geldſumme zu tödten, und wäre ſie ſelbſt ſo groß, wie jene, welche Ihr Gatte damals verlor? Uebrigens, gnädige Frau, ſeien wir aufrichtig, Sie haben Ihren Gatten nie geliebt, Sie konnten ihn nicht lieben, ſein Leichtſinn mußte Sie anwidern; wozu alſo der Zorn mir gegenüber? Ich war einſt ſo kühn, Ihnen meine Gefühle zu geſtehen, Sie ſtießen mich zurück, denn Ihr Gatte lebte noch. Aber Sie flohen mich auch nach ſeinem Tode und ich war ſo unglücklich, Sie bis jetzt nicht wieder zu treffen. Ich verſichere Sie alſo heute der Unwandelbarkeit meiner Gefühle und wiederhole Ihnen mein damaliges Geſtändniß, heute, da Sie frei und ſelbſtſtändig über Ihre Hand verfügen können. Ich biete Ihnen meine Hand und eine Million an."

„Nicht weiter mein Herr, unterbrach ihn Theodora mit einer Geberde des Abſcheues, ich habe Sie ſchon zu lange angehört. Gleich den Ihren ſind auch meine Gefühle unwandelbar geblieben, ich hege heute denſelben Abſcheu vor Ihnen wie damals. Sie wähnen mich vielleicht dürftig, weil Sie uns damals zu Grunde gerichtet, dem iſt nicht ſo, und wär's auch, Sie dürften ſich mir dennoch nicht nähern. Behalten Sie Ihre Hand und Ihre Millionen, mich gelüſtet es nicht, einem Manne anzugehören, der ruhelos durch die Welt wandert, deſſen Aufwand zwar auf Reichthum ſchließen läßt, deſſen Exiſtenz aber ein Räthſel iſt und der, wie es ſcheint, von Allem, nur nicht von ſeinem Einkommen lebt. Ich halte mich zu gut, die Gattin eines Abenteuerers zu werden."

Herr Raily zuckte zuſammen, man ſah, daß der Zorn ihn übermannte.

Er ſammelte ſich jedoch und ſagte ſo gelaſſen als möglich:

„Ich habe mich Ihnen genähert, Madame, um Ihnen den Frieden anzubieten. Sie weiſen ihn zurück, Sie beleidigen mich und fordern mich demnach zum Kampfe heraus. Wohlan, ich nehme die Herausforderung an; von heute an ſtehen wir uns feindlich gegenüber. Sehen Sie ſich vor, Theodora, die Stunde, wo Sie bereuen werden, mich ſo ſchnöde zurückgewieſen zu haben, iſt nicht mehr ferne. Ich bedauere, Ihnen weh thun zu müſſen, aber Sie wollen es.“

„Sparen Sie Ihre Reden, mein Herr, ich fürchte Ihre Drohungen nicht.“

„Drohungen,“ wiederholte Herr Raily indem er ſich der Dame näherte und ſie mit einem durchbohrenden Blicke anſtierte, „Sie denken an eine bloße Drohung, während ich nur des Momentes harre, um Ihnen die Leiden zu vergelten, die ſie mich erbarmungslos dulden ließen? Wenn Sie mich genauer kennten, Madame, würden Sie wiſſen, daß ich mich in entſcheidenden Dingen nie einem Menſchen nähere, deſſen Schwäche mir nicht im Voraus bekannt iſt. Ihre kenne ich und ich werde Sie zu treffen wiſſen. Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf Ihren Beſitz verloren. Es gibt Frauen, die vom Geſchicke völlig niedergeworfen werden müſſen, um zur beſſeren Einſicht zu gelangen, Sie ſcheinen die-

ſer Klaſſe anzugehören. Ich habe mich Ihnen zweimal bittend genähert, daß dritte Mal werden wir die Rollen wechſeln.“

Die Dame fuhr entrüſtet empor, doch ſchon hatte ihr der Gegner den Rücken gekehrt und ſchritt raſch der Thüre zu.

Theodora, ihrer Heftigkeit nicht Meiſter, eilte zum Tiſche und klingelte.

Die Dienerin ſtürzte herein, wodurch Raily genöthigt wurde, an der Thüre ſtehen zu bleiben.

„Dieſer Herr,“ rief die aufgeregte Dame, wird nie mehr vorgelaſſen.“

Herr Raily verneigte ſich kalt und ſagte:

„Ich werde meinem Kammerdiener den entgegengeſetzten Befehl ertheilen.

Darauf entfernte er ſich.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

In derſelben Zeit, als dies in der Jägerzeile vor ſich ging, befand ſich Achille Montferon in ſeiner Wohnung in der Donauſtraße am ſcharfen Eck, im Hauſe Nummer 10.

Der Marquis war allein, und ſaß gedankenvoll an einem Schreibpulte; das ſchöne Haupt war in die hohle Hand geſtützt und die Augen ſtierten das vorbereitete Papier an, welches des Schreibers harrte.

Plötzlich erhob ſich der junge Mann, eilte zur Thüre und überzeugte ſich, daß ſie verſchloſſen ſei.

Mit der Ueberzeugung deſſen kehrte er zum Pulte zurück, ſetzte ſich nieder und ſchrieb in italieniſcher Sprache:

„Mein Herr!“

Ich zeige Ihnen an, daß ich glücklich in Wien angelangt bin.

Von Geschäften war bis jetzt noch keine Rede, denn ich mußte mich erst orientiren.

Die Frau, welche Sie mir in Ihrem letzten Briefe als Anknüpfungspunkt empfahlen, ist unzugänglich; ich hoffe indessen bei ihr eingeführt zu werden und dann wird sich schon Gelegenheit ergeben, mit ihr in Verbindung zu treten.

Der Kongreß beschäftiget derart alle Köpfe, daß ich an dem Gelinge der gewinnreichen Unternehmung nicht zweifle.

Ich erwarte Gelder aus Paris, dann werde ich meine Einkäufe besorgen und, wills Gott, so führe ich Ihnen einen Schatz zu, welcher der Firma unsers Chefs neuen Glanz verschaffen wird.

Gott schütze und erhalte ihn!

Sollte die Zeit drängen, so werde ich mich nicht mehr der Post, sondern eigener Stafetten bedienen.

Ich zeichne mit besonderer Hochachtung u. s. w.

„Giacomo Lenoni.“

Achille faltete das Blatt, schloß es mit einem Siegel, welches den im Briefe unterzeichneten Namen ausprägte, machte dann über diesen Brief, ohne ihn mit einer Adresse zu versehen, ein Couvert, welches er wie früher siegelte, jedoch mit der deutschen Aufschrift:

„An Herrn Giuseppe Lenoni in Genua“ versah.

Dann erhob er sich, schritt auf eine Thüre zu, die in ein Gemach führte, und öffnete sie.

Mit einer fast ehrerbietigen Scheu überschritt er die Schwelle, wobei seine Physiognomie einen feierlichen Zug annahm.

Die herabhängenden Hände gekreuzt, näherte er sich einer Wand und sank unweit derselben in die Knie, das Auge fest auf ein aus Holz geschnitztes Crucifix gerichtet, unter dem ein Bild hing.

Der junge Mann betete leise und mit Inbrunst, sein Blick wich nicht von der bezeichneten Stelle.

Mehrere Minuten verstrichen in feierlicher Stille, dann wurde das Murmeln des Beters etwas lauter und man hörte ihn sprechen:

„O Herr, allgütiger Vater, vergib dem Kinde seine Schuld!“

Nachdem er diese Bitte dreimal wiederholt, blickte er das Bild unter dem Crucifix an. Er that es mit Widerstreben, man sah den Zwang, den es ihn kostete, aber er überwand sich, man hätte fast meinen mögen, es sei eine Buße, welcher sich der junge Mann damit freiwillig unterzog.

Das Bild war ein Kupferstich.

Man sah hinten einen Theil eines Platzes, im Mittelgrund eine Guillotine, unter deren Beil eine Frauenleiche lag.

Im Vordergrunde ſtand der Henker, ihm zur Seite ein beiläufig ſechsjähriger Knabe, welcher den Kopf der Gerichteten mit der Rechten dem Volke zeigte, während ſeine Linke flach auf der bleichen Wange des Leichenhauptes ruhte.

Unter dieſem Bilde waren die Worte zu leſen:

La mort de Charlotte Corday.

Ende des erſten Bandes.